Ein pseudonymer Hauslehrer.

Erster Band.

Ein

pseudonymer Hauslehrer.

Roman

von

Graf Ulrich Baudissin.

Erster Band.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

1.

Zwischen der großen Seestadt St. und der viel kleineren H. bildet das Gestade der Ostsee auf eine Strecke von vielen Meilen eine flache, kahle, sandige Fläche, die in ihrer trostlosen Oede wenig oder gar keine Abwechslung darbietet und deren Anblick den Wanderer veranlaßt, seine Schritte zu beschleunigen, um sich je eher, desto lieber des beengenden Gefühls der Einsamkeit zu entledigen, das ihn hier beschleicht; vorausgesetzt nämlich, daß er überhaupt ein vernünftiger Mensch ist und nicht etwa hierher gekommen ist, um den halbverfaulten Seetang nach Konchylien oder Bernstein zu durchwühlen, oder einem seltenen, zur Gattung der Larus oder Sterna gehörenden Schwimmvogel sein trübseliges Dasein zu kürzen, oder weil er an irgend einem anderen Spleen leidet, vielleicht gar mit dem finsteren Gedanken umgeht, seinem eigenen Dasein in den Fluthen ein Ende zu machen.

Nur an einer Stelle, ungefähr zwei Stunden

von St., hebt sich die Küste zu hohen, schroff gegen das Meer abfallenden Hügeln, die mit ihren wild-zerklüfteten, waldgekrönten Abhängen mannichfach wechselnde und überaus pittoreske Ansichten darbieten.

Der Maimorgen, an dem unsere Geschichte beginnt, war indeß nicht geeignet, bei einem zufälligen Besucher dieser Hügelkette eine günstige Idee von ihren malerischen Schönheiten zu erwecken, denn wenn auch die Sonne an diesem Morgen so gut, wie an jedem anderen, zu der ihr im Kalender vorgeschriebenen Stunde und Minute über den östlichen Horizont emporgestiegen war, so machte sie doch gerade heute ein recht bitterböses, zornrothes Gesicht, indem sie, alle Wärme für sich behaltend, durch eine dicke, trübe Nebelschicht auf die noch wie im Halbschlummer ruhende Erde herabblickte.

Es war in der That ein Nebel, der in dem hoffnungsreichsten Optimisten den Glauben hätte ertödten müssen, daß er je im Leben wieder aufhören könne, und über den die Sonne also volle Ursache hatte, ärgerlich zu sein. Er hing schwerfällig an den steilen Sandabhängen, er klebte mit zäher Ausdauer in jeder kleinen Kluft und verkroch sich lichtscheu in jede enge Ritze; er zog in finsterem Unmuth um die Baumgipfel, senkte sich zwischen ihnen nieder und brachte die kaum entfalteten Blätter, die in der Knospe

von hellem, warmem Sonnenschein geträumt hatten, zum Weinen; er überzog alle Gegenstände, große wie kleine, mit einem kalten Naß und machte Wege und Fußsteige schlüpfrig; er lagerte sich in träger Ruhe über die weite, endlose Fläche des Meeres und hüllte Alles, nah und fern, in seinen grauen, feuchten Mantel ein.

Mit Ausnahme des klagenden Rufes einer einzelnen Mewe, die plötzlich aus dem Nebelhimmel auftauchte und eben so schnell wieder darin verschwand, oder dem hellen: „krek, krek" einer Seeschwalbe, die in weiten Bogenlinien über das Wasser dahinzog, unterbrach Nichts die traurige Stille, als nur das Rauschen der langen Wogen, welche in endloser Reihenfolge an den niedrigen Strand rollten, und dort im Sande zwischen Seetang und einzelnen, zerstreut liegenden Steinblöcken zerrannen.

Wer in dem Walten der Natur etwas dem Leben in unserm Innern Verwandtes erkennt, hätte denken mögen, das schwere Athmen der lebenden Schöpfung zu vernehmen, etwas, wie das sich Heben und Senken der nimmer ruhenden Menschenbrust; ja, er hätte vielleicht in dem fernhin wie tiefe Seufzer verhallenden Rauschen des Meeres ein Echo der Sehnsucht zu hören geglaubt, die in seinem eigenen Herzen schlummerte.

Aehnlichen Gedanken mochten sich vielleicht eben jetzt zwei Personen hingeben, die vor wenigen Augenblicken einen schmalen, steilen und gewundenen Pfad, der durch ein enges Thal bis an den flachen Strand führte, herabgekommen waren und nun Arm in Arm so dicht am Wasser standen, daß der weiße Schaum der Wellen fast ihre Füße benetzte. Es waren zwei Personen, die man zu der frühen Morgenstunde und bei dem rauhen, naßkalten Wetter an diesem einsamen Orte nicht hätte vermuthen können, zwei junge, zarte Mädchen nämlich, die in ihren leichten, eleganten Morgenanzügen, noch mehr aber durch die frische, blühende Lebensfülle, die ihre Züge verschönerte, zu der starren, trostlosen Oede um sie her einen starken und auffallenden Contrast bildeten.

Aber auch unter sich zeigten die beiden jungen Damen einen auffallenden Contrast. Die eine war von kleiner, fast schmächtiger Statur, blond, mit einem lieblichen, sanften, obwohl nicht regelmäßig schönen Gesichtchen, in welchem sich so viel stille Schwärmerei und vertrauensvolle Hingebung kund gab, als nur immer, mit einem fröhlichen Temperamente und einer beträchtlichen Zugabe von Schelmerei vereint, in einem Herzen Raum hat, während ihre Gefährtin eine hohe, gebietende Gestalt, glänzend schwarzes Haar und

classisch reine Züge besaß, in welchen sich ein hoher Seelenadel, Stolz und feste Entschlossenheit ausprägten. Man war, wenn man sie betrachtete, versucht, sich vorzustellen, wie diese kühngezeichneten Brauen sich wohl im Zorn zusammenziehen, und aus diesen kleinen, trotzig aufgeworfenen Lippen stolze, verletzende Worte ertönen könnten, während zugleich das Feuer der dunklen Augen verrieth, daß die Seele, deren treuer Spiegel sie waren, in edler Begeisterung erglühen und in unbegrenzter Liebe sich hingeben könnte.

An Jahren mochten die beiden Mädchen fast gleich sein; keines von ihnen hatte wohl das achtzehnte überschritten.

„Weißt Du, Hildegard, woran ich oft denken muß," begann nach einem langen Schweigen die Blondine, indem sie das Köpfchen zu ihrer Begleiterin erhob, „wenn ich, so wie jetzt, den Nebel über das Meer sich lagern sehe?"

‚Nun, kleine Träumerin?"

„An das hübsche Mährchen, das wir einmal mit einander lasen, wie ein armer Fischer in seinem Netze eine Urne aus dem Wasser zog, und wie dann; als er das sie verschließende Siegel brach, ein entfesselter Dämon daraus hervorkam."

„Der," ergänzte die andere, „wie ein Nebel aus

seinem engen Gefängniß entwich, immer höher und höher steigend, sich zugleich dehnend und erweiternd, bis er, wie der Nebel dort, weit hin über den Strand und das Meer sich erstreckte und dann eine immer bestimmtere Form annahm, zuletzt aber als ein in die Wolken ragender Riese vor seinem erstaunten Befreier stand."

„So war es, liebe Hildegard," sagte die Blondine, „und wenn ich daran denke, träume ich mich in eine ähnliche Lage hinein, wie die des Fischers. Was würden wir wohl thun, Cousine, wenn wir Beide hier an der Stelle, wo wir jetzt stehen, eine solche Urne fänden und das Salomonssiegel erbrächen, und ein solches Ungethüm daraus emporstiege?"

„Ei nun, ich denke, meine kleine, furchtsame Fanny würde schnell davonlaufen, vorausgesetzt, daß nicht der Schrecken ihre Glieder gelähmt hätte."

„Und meine höchst tapfere Hildegard würde mir — versteht sich, unter derselben Voraussetzung — so hurtig folgen, als ihre Füße sie tragen könnten," lachte Fanny.

„Das glaube ich nicht," entgegnete Hildegard entschlossen.

„Wie? du würdest nicht erschrecken?"

„Das wohl," aber ich würde mich entsinnen, wie

der durch mich entfesselte Geist zum Danke gegen mich verpflichtet wäre, und beim Himmel, er sollte mir seine Befreiung theuer bezahlen."

„Und von welcher auserlesenen Art, wenn man fragen darf, sollten die Dinge sein, die er Dir gäbe, Du Günstling des Glücks?"

„Nun, Gold und schöne Paläste, womit sich der einfältige Fischer begnügte, würde ich nicht von ihm fordern; aber was sagst Du z. B. von der Gabe, in der Seele der Menschen ihre geheimsten Gedanken lesen zu können?"

„Daß es im Allgemeinen eine sehr unheilvolle Gabe wäre, für Dich aber eine sehr glückliche, da Du dann in Aller Herzen die Bewunderung sehen würdest, die Du ihnen einflößest."

„Und Du, Spötterin, wenn Du sie besäßest, die zärtlichen Gefühle, die Du in Aller Herzen erweckst."

„In Aller?" wiederholte Fanny nachdenklich; aber sie erschrak fast über das ihr unwillkürlich entschlüpfte Wort, als habe sie sich dadurch verrathen, und senkte erröthend die Augen.

„Zum Beispiel," fuhr Hildegard, ihre Verwirrung bemerkend und wohl verstehend, fort, „zum Beispiel in dem Herzen eines gewissen jungen Of . . . ."

Aber noch bevor sie das Wort aussprechen konnte,

hatte ihr Fanny schnell ihre kleine, weiche Hand auf den Mund gedrückt. „Sage Du mir, Hildegard," fiel sie rasch ein, „an wessen Seele möchtest Du wohl am liebsten Deine neuerworbene Zaubergabe erproben?"

„O, ich würde sie bei sehr vielen Menschen in Anwendung bringen."

„Zum Beispiel," fuhr Fanny neckisch fort, „bei einem gewissen jungen Manne, der zwar eine untergeordnete Stellung einnimmt, aber dennoch ein so freies, ungezwungenes Benehmen zeigt, so viel angebornen Adel und ein so echt männliches Selbstvertrauen an den Tag legt, daß er uns Beiden, so lange wir ihn kennen, ein unlösbares Räthsel ist."

„Aber ein Räthsel, das zu lösen wir auch glücklicherweise nicht der Mühe werth halten," erwiederte Hildegard, indem sie den Arm der Cousine fester in den ihrigen nahm und sich zur Umkehr anschickte. Ein trotziges, fast höhnisches Lächeln spielte dabei um ihren schönen Mund.

„Du würdest also bei unserm räthselhaften Hauslehrer Deine Clairvoyance nicht versuchen?" forschte die neckische Fanny weiter.

„Jedenfalls würde mir das Ergebniß meiner Beobachtung ziemlich gleichgültig sein," sagte Hildgard nachlässig.

Die beiden jungen Damen gingen den sandigen Hügel wieder hinan, von welchem sie vor wenigen Minuten herabgestiegen waren. Einige Augenblicke schwiegen sie.

„So hast Du indeß von Herrn Müller nicht immer gesprochen, liebe Hildegard," begann Fanny von Neuem, „Du räumtest vielmehr ein, daß er kein gewöhnlicher Mann sei, daß sein keckes, zuversichtliches Auftreten und seine freimüthige, oft geistreiche Sprache Aller Aufmerksamkeit fesseln müsse."

„Sprechen wir lieber gar nicht von diesem Pädagogen und großen Seigneur in einer Person," entgegnete Hildegard mit einer abwehrenden Handbewegung. „Wir haben uns in der That schon über die Gebühr und weit mehr, als es der Gegenstand werth ist, seinetwegen die Köpfe zerbrochen. Bliebe er bescheiden in seiner Sphäre, so möchte er vielleicht bei Leuten der gleichen Sphäre für einen Mann von nicht gewöhnlichen Eigenschaften gelten. Nun aber überschreitet er dreist und vermessen die ihm angewiesenen Schranken und verletzt Jedermann durch seine Nichtachtung aller hergebrachter Formen. So verliert er den Boden unter den Füßen da, wo er stehen sollte, und wird doch nie einen höheren Standpunkt gewinnen. Mir mißfällt dieses rücksichtslose Nivelliren aller gesellschaftlicher Ab-

stufungen, mir mißfällt die Unruhe und Aufregung, die er im Hause hervorgerufen hat, als sei er der große Planet, um den wir uns Alle wie gehorsame Satelliten drehen müßten. Ich glaube wirklich, es wäre besser, wenn Dein Vater ihn wieder entließe."

„Daran denkt mein Vater nicht, und auch ich, liebe Cousine, theile Deine Ansicht keineswegs. Müller's Benehmen, wenn auch seiner Stellung wenig angemessen, ja, manchmal wirklich Anstoß erregend, zeugt doch von hohem Selbstgefühl und . . ."

„Und Mangel an Takt, Mangel an der wahren Bildung, die den eigenen Standpunkt richtig erkennen läßt und höhere Rücksichten ehren lehrt."

„Wenn er indeß von vornehmem Stande wäre . .?"

„Dann würde er sich wahrscheinlich darin gefallen, zu niedriger Stehenden herabzusteigen und sich mit ihnen auf gleichen Fuß zu stellen, denn der Geist des Widerspruchs scheint in ihm sehr mächtig zu sein."

„Und auch das würdest Du ihm nicht nachsehen können?"

„Glücklicher Weise bedarf er meiner Nachsicht nicht. Herr Müller kann thun, was ihm beliebt, und könnte es ebenso in jeder anderen Stellung thun, ohne in mir die mindeste Sympathie oder eine stärkere Antipathie zu erwecken."

Hildegard hatte diese Worte in einem sehr entschiedenen Tone gesprochen, was Fanny indeß nicht abhielt, ihr zweifelnd und schelmisch in die Augen zu sehen.

„Was hast Du nur, Närrchen?“ fragte Hildegard ein wenig gereizt.

„O Cousine,“ sagte die muntere Fanny und fixirte sie noch schärfer, „wie sehr wünsche ich mir in diesem Augenblick die Zaubergabe, von der wir vorhin sprachen.“

„Fanny, Du erzürnst mich!“ entgegnete Hildegard hastig und unwillig; als sie aber die Betrübniß sah, die sich in den sanften Zügen ihrer Freundin aussprach, schloß sie dieselbe voll Zärtlichkeit in ihre Arme und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Sie hatten jetzt die Höhe des Abhanges erreicht. Eine, so weit es der Nebel erkennen ließ, weite, wellenförmige und waldreiche Fläche lag vor ihnen. Sie schritten einem nahen Gehölze zu.

Wir haben unseren gewöhnlichen Morgenspaziergang heute früher als sonst begonnen,“ sagte Hildegard, „es muß noch eine geraume Zeit bis zum Frühstück sein; wie wäre es, wenn wir über die Ruine zurückkehrten? Du weißt, wie sehr ich mich danach sehne,

dieses Denkmal der Größe und Macht Deiner Vorfahren kennen zu lernen."

Sie hatte dies zwar in einem ironischen Tone gesagt; aber in ihrer Miene lag etwas, das leicht errathen ließ, daß es ihr — man verzeihe uns dieses Paradoxon — mit ihrer Ironie nicht recht Ernst war, und daß Familiendenkmäler und die Traditionen, die sich daran knüpfen, gerade zu den Dingen gehörten, denen sie einen vorzüglichen Werth beilegte.

„Das Denkmal ihrer Macht und Größe?" entgegnete Fanny lachend. „O, sage lieber das Schandmal ihrer Rohheit, Gewaltthätigkeit und Raubsucht. Wahrlich, ich bin wenig stolz auf die feudale Wegelagerei und Seeräuberei meiner Ahnen — Gott verzeihe ihnen ihre Unthaten, wie mir meinen Mangel an Respect!" — Hildegard hob ein klein wenig die feingebogenen Nasenflügel. — „Aber," fuhr ihre Freundin fort, „willst Du nicht lieber die alte Burg bei heiterem Wetter sehen, Cousine?" Heute läßt der garstige Nebel ja Nichts erkennen."

„O doch," war die Antwort, „der Nebel erhöht vielmehr den Reiz des Schaurigen und Geheimnißvollen, den ein solcher Ort für mich hat. Laß uns nur hingehen, liebe Fanny — das heißt, wenn Du mich nicht — was ich noch vorziehen würde — Abends

bei Mondschein oder um die Mitternachtsstunde, wenn es stürmt und . . ."

„Behüte Gott!" rief Fanny lebhaft und schmiegte sich fester an ihre Gefährtin, „das wäre ja schlimmer als die Befreiung von hundert versiegelten Dämonen!"

„Du glaubst doch wohl nicht auch an den nächtlichen Spuk in der Ruine?"

„Ich? — O bewahre! Aber an die Schrecknisse meiner regsamen Phantasie glaube ich allerdings, und ich gestehe Dir, daß die Berichte über das Wiedererscheinen des Burggeistes, die uns in diesen Tagen zu Ohren gekommen sind, meine Phantasie ein wenig alterirt haben."

Hildegard rümpfte abermals ein wenig ihre aristokratische Nase, hielt aber die spöttische Bemerkung zurück, die ihr auf den Lippen zu schweben schien.

„In Betreff der alten Burg," sagte sie nach einer Pause, „scheint sich noch manche Sage erhalten zu haben."

„Allerdings."

„Bitte, Cousine, erzähle mir eine davon, ehe wir die Ruine erreichen."

„Recht gern," entgegnete Fanny, und begann, indem sie den hochwichtigen Ton und die geheimnißvolle Miene nachahmte, womit die Großmütter und Ammen

den gespannt horchenden Kindern Abends beim Scheine des Kaminfeuers ihre Mährchen zu erzählen pflegen, folgendermaßen:

„Vor undenklichen Zeiten hauste in dieser Gegend ein gewaltiger Rittersmann, Herr Günther von Wieksburg. Er war weit und breit gefürchtet ob seiner Macht, seiner Tapferkeit und der Stärke seines unüberwindlichen Armes. Denn nicht nur die umwohnenden Ritter, seine Nachbarn, bekämpfte er fortwährend in blutiger Fehde, sondern auch weit hinaus auf's offene Meer und längs allen Küsten der Ostsee hin erstreckten sich seine Raubzüge, und die Bewohner ferner Länder ließen ihre Habe im Stich und entflohen voll Entsetzens, wenn sie den wohlbekannten schwarzen Wimpel auf seinen Schiffen wehen sahen. Er erwarb sich denn auch große Reichthümer, und die Sage erzählt, daß die festen Gewölbe seiner Burg Schätze bargen, um die ihn ein König beneidet hätte.

So trieb es der Ritter viele, viele Jahre hindurch, aber so stark und eisenfest sein Körper auch war, beugte ihn doch endlich die Last des Alters; er wurde schwach und hinfällig und mußte seinem wilden Leben im Feldlager und auf dem Meere entsagen. Doch der Geist des Greises war noch ungeschwächt, ja, so ruhelos und unternehmend, wie in den Tagen seiner

Blüthe. Es scheint sogar, daß der Ritter, je älter, desto gewaltthätiger und grausamer wurde, und daß namentlich seine unersättliche Habgier mit den Jahren immer zunahm.

Um nun seine ohnehin unermeßlichen Reichthümer noch zu vermehren, ersann er ein schreckliches Mittel.

In recht finsteren Nächten, wenn der Sturm gegen das Land wehte, verließ er allein und zu Pferde die Burg. Niemand durfte ihm folgen. Die furchtbarste Strafe war dem Uebertreter dieses Verbotes angedroht. Fern von seiner Behausung zündete er das Licht in einer mitgenommenen Laterne an und ritt damit auf einem Sandreff, das sich weit in die Bucht hinein erstreckte, hin und her. Und alle Schiffe, die draußen segelten und das Reff nicht kannten, wurden an die gefahrbringende Küste gelockt, indem sie die Laterne für ein auf einem Schiffe brennendes Licht hielten.

Da hörte man denn oft durch das Geheul des Sturmes und das Branden der See das angstvolle Hülferufen der Gestrandeten, und wenn der Morgen graute, lagen die Schiffstrümmer und ertrunkenen Menschen und Alles, was sie im Leben besessen hatten, an den Strand geworfen. Aber das Strandrecht gehörte dem Günther, oder er hatte es sich angemaßt,

und er bereicherte sich mit der Habe der Verunglückten.

Endlich beschloß er, ein fast hundertjähriger Greis, sein verbrecherisches Leben; aber auch im Grabe fand er keine Ruhe, und noch oft, wenn Nachts der Sturm über die Bucht pfeift und die Seeleute draußen mit den tosenden Elementen um Leben und Gut kämpfen, sieht man das Gespenst des Ritters auf einem rabenschwarzen Rosse und die Laterne in der Hand in rasendem Galopp längs der Küste dahinsprengen. Zum Glück aber" — so schloß Fanny in einem plötzlich veränderten Tone, „ist in der Laterne kein Licht, und Herr Günther richtet daher kein anderes Unheil an, als daß er die nächtlichen Wanderer erschreckt, die ein Zufall des Weges führt. — Da, liebe Hildegard, hast Du ein Pröbchen von den Großthaten meiner ruhmreichen Vorfahren; sage, was hältst Du davon?"

„Im Allgemeinen kann ich nur sagen," erwiederte Hildegard, „daß die Fehler unserer Vorfahren die Fehler der Zeit waren, in welcher sie lebten. Wo überall Rohheit und Gewaltthätigkeit herrschte, und das Faustrecht als allein gültiges Gesetz anerkannt war, da konnte man von dem Einzelnen nicht feine Sitte und christliche Milde erwarten."

„Aber, da unsere Väter die Bevorzugten ihrer

Zeit waren, hätten sie auch ihren Zeitgenossen mit einem leuchtenden Beispiele vorangehen sollen."

„Das thaten sie, beste Fanny, in der Tugend, welche jene rauhe Zeit als die höchste pries, der Tapferkeit, sowie später auch in der ritterlichen Galanterie, die leider jetzt mit jedem Tage mehr und mehr aus der Welt verschwindet. Doch, um wieder auf die alte Wieksburg zurückzukommen, man machte ja dort, wie ich hörte, vor einigen Jahren eine schreckliche Entdeckung."

„Das war, als während eines heftigen Sturmes die südliche Mauer zusammenstürzte. Ein Theil derselben, der sich an den großen Thurm lehnt, blieb zwar stehen; aber eine nischenartige Oeffnung, von deren Vorhandensein man nie etwas geahnt hatte, war darin sichtbar geworden. Diese ist der Höhe nach in zwei Hälften getheilt, und jede Hälfte derselben enthielt ein menschliches Gerippe, die obere ein männliches, die untere ein weibliches. Man erzählt sich, daß ein anderer meiner glorreichen Ahnen, ein würdiger Sprößling des würdigen Günther, in der Wuth der Eifersucht seine Frau und deren vermeintlichen Liebhaber dort lebendig eingemauert habe. Die unglückliche Frau sei aber, wie sich ihr grausamer

Gatte später überzeugte, völlig unschuldig gewesen. Da erwachte in ihm das Gewissen, und die Reue folterte ihn so sehr, daß es ihn nicht länger auf der Burg seiner Väter litt. Er bestieg sein Schiff, um nach dem gelobten Lande zu segeln, die Schlüssel aber zu sämmtlichen Thüren und Thoren, des Schlosses hatte er mit sich genommen, und er versenkte sie weit von seiner Heimath ins Meer. Seit der Zeit — so behauptet man — ist die Wieksburg nicht mehr bewohnt worden."

„Und der Burggeist?" fragte Hildegard.

„Ist eben diese meine Ahnfrau. Sie zeigt sich mitunter als eine weiße, nebelhafte Gestalt in der Ruine und man sieht sie dann händeringend und wehklagend auf den Zinnen der Mauern und des Thurmes umherirren und über die wüsten Trümmerhaufen dahinschweben. Der Sage nach soll ihr jedesmaliges Erscheinen unserer Familie ein bevorstehendes Unglück verkünden. Du siehst, liebe Hildegard, daß wir mit Familiengespenstern wohl versehen sind, eines der Privilegien alter Adelsgeschlechter, wie mir scheint; und gewiß das am wenigsten beneidete, das unbestrittenste von allen."

Während dieses Gespräches hatten sich die beiden Mädchen der Ruine genähert.

Diese lag inmitten eines Waldes, der aus frommer Ehrfurcht vor den Familientraditionen nur in geringem Maße der unerbittlichen Vertilgerin „Forstcultur" unterworfen war, mithin sehr viele herrliche alte Bäume zählte und so die ganze düstere Majestät eines Urwaldes bewahrt, mittelst seines wildverwachsenen Unterholzes aber auch stellenweise die ganze Undurchdringlichkeit eines solchen hatte. Der Hügel, den die Burg krönte, war der höchste Punkt des ganzen Küstenstriches. Bei hellem Wetter übersah man von hier aus die Umgegend bis in meilenweite Entfernungen, sowie auch die weite, offene Bucht oder Wiek, der die Burg ihren Namen verdankte. Der Hohlweg, der zu der Ruine führte und einigermaßen fahrbar gehalten war, wand sich, ehe er den Gipfel erreichte, um den ganzen, nach allen Seiten steil abfallenden Hügel und zeigte an zwei Stellen — unten und ungefähr mittwegs — Trümmer von mächtigen Thorwegen und massivem altem Gemäuer, Theile der früheren Befestigung.

Die Ruine selbst bot übrigens wenig Sehenswerthes dar. Nur an einer Seite erhoben sich die Mauern zu ihrer ursprünglichen, sehr beträchtlichen Höhe, wurden aber von einem mit Epheu und wildem Hopfen umrankten Thurme von eigenthümlicher Bauart

noch überragt. Sonst war Alles ringsumher ein wildes, verworrenes Chaos von Mauerbrocken und Steinhaufen, auf welchen Unkraut und Brombeersträuche, hin und wieder auch ein einzelner Hollunderbusch ein kümmerliches Dasein fristeten.

Man konnte den Thurm ersteigen, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit; denn die roh behauenen Sandsteinblöcke, welche die schmale und steile Wendeltreppe bildeten, waren zerbröckelt und lose, einige fehlten theilweise, andere ganz. Wer sich demungeachtet der Mühe unterzog, fand sich durch die herrliche Fernsicht reichlich belohnt, die sich ihm oben darbot. Heute zwar hätte man in ein trostloses Grau, in ein alles verhüllendes Nebelmeer hinausgeschaut, und Hildegard, die schon die ersten Stufen erklommen hatte, verzichtete daher, Fanny's Bitten nachgebend, auf das Weitersteigen.

Vor einigen Jahren hatte man auch in die weitläufigen, zum Theil noch wohlerhaltenen Kellergewölbe hinabsteigen können. Dieselben waren ehedem, eine lange Reihe von Jahren hindurch, ein viel benutzter Schlupfwinkel für Schmuggler und Diebesbanden gewesen, die dort ihre verbotswidrig eingeführten Waaren und gestohlenen Güter verbargen. Ihr nächtliches Treiben hatte vielleicht zu manchem weitverbreiteten und willig geglaubten Gerüchte von Geistererscheinungen

Anlaß gegeben, oder — was ebenso wahrscheinlich ist — die Schmuggler, Diebe und Hehler hatten jene Gerüchte selbst geflissentlich ausgesprengt und so den Volksaberglauben als eine sichere Wehr gegen lästige Neugier und gefährliche Nachstellung zu benützen gewußt.

Als aber die von Fanny erwähnte südliche Mauer zusammenstürzte, bedeckte sie mit einem ungeheuren Trümmerhaufen den Zugang zu den Gewölben, und die Ruine mit ihren klaffenden Spalten und Ritzen, ihren vielen Fensteröffnungen, dunkeln Winkeln und zerbröckelten Zinnen wurde seit der Zeit nur noch von lichtscheuen Eulen und ihren Zunftgenossen, den Rost, Staub und Moder liebenden Fledermäusen, sowie einer zahllosen Schaar lärmender Dohlen bewohnt.

So war denn — heute wenigstens — nichts Sehenswerthes in Augenschein zu nehmen, als nur die Nische in dem Gemäuer, von welcher Fanny ihrer Gefährtin erzählt hatte. Fanny war zwar nicht sehr geneigt, dieses schaurige Grab ihrer Ahnfrau einer näheren Prüfung zu unterziehen, aber sie fügte sich endlich dem Zureden ihrer Cousine, oder vielmehr einem gewissen ihr wohlbekannten spöttischen Zucken um ihre stolz aufgeworfenen Lippen.

Die zwei jungen Damen erklommen nicht ohne

Mühe einen mächtigen Schutthaufen am Fuße des Thurmes und bogen alsdann um einen scharfen Mauervorsprung.

„Wir sind zur Stelle, liebe Hildegard, dort siehst du die Oeffnung," sagte Fanny in nicht ganz unbefangenem Tone und zeigte mit der Hand nach oben. Beide blickten in der angedeuteten Richtung, aber auf Beider Gesicht zeigte sich im nämlichen Moment eine Todtenbläße, ihre Augen starrten mit dem Ausdruck namenlosen Schreckens auf die Nische, und aus Fanny's Brust rang sich ein lauter Schrei des Entsetzens. Einen Augenblick zitterte sie heftig und drückte sich, wie an allen Gliedern gelähmt, fest an ihre stärkere und muthigere Begleiterin; dann aber wandte sie sich schnell ab und rannte mit ungestümer Eile den schroffen, mit Mauerbrocken übersäeten und von wildem, verworrenem Gestrüpp bewachsenen Hügel hinab. Hildegard folgte ihr, kaum weniger erschrocken, so schnell sie es vermochte.

Wie zwei verfolgte Gemsen sprangen die leichtfüßigen Mädchen über jedes Hinderniß hinweg, nicht achtend der spitzen Dornen, die ihre flatternden Kleider erfaßten und zerrissen und durch ihre dünnen Schuhe drangen, unbekümmert um die augenscheinliche Gefahr, über scharfe, eckige Steine zu stolpern, oder auf dem

losen Gerölle auszugleiten und jählings in die Tiefe zu stürzen.

In wenigen Secunden hatten sie, keuchend und erschöpft, den Hohlweg am Fuße des Hügels erreicht, und blieben Beide einen Augenblick stehen, um wieder zu Athem zu kommen. Doch Fanny, die ihrer Freundin um eine kleine Strecke voraus war, eilte mit dem Ausruf: „Gott sei Dank!" sogleich weiter und war jener im Nu an einer scharfen Biegung des Weges entschwunden.

„Fanny!" rief ihr Hildegard nach, „Fanny! so bleib' doch stehen — Fanny!"

Aber Fanny hörte nicht, und Hildegard, wollte sie die Flüchtige einholen, mußte von Neuem ihren schnellen Lauf beginnen.

Als sie die Biegung des Weges erreicht hatte, sah sie, wie ihre Cousine auf einen Mann zueilte, der ihr fast ebenso rasch entgegenschritt, und ungeachtet des dichten Nebels erkannte sie sofort die hohe, schlanke und zugleich kräftige Gestalt des Hauslehrers. Sie verdoppelte ihre Eile, und noch bevor das Zusammentreffen Fanny's mit jenem Statt fand, war sie an der Seite ihrer Cousine.

„Was ist Ihnen, meine Damen?" fragte der junge Mann hastig und theilnehmend, indem er sie

höflich und ehrerbietig begrüßte. „Es ist Ihnen doch hoffentlich kein Unfall begegnet?“

„Gott sei Dank, daß sie kommen, Herr Müller,“ entgegnete Fanny ganz außer Athem, „es ist uns etwas Entsetzliches . . .“

„Es war nichts, mein Herr,“ fiel ihr Hildegard schnell ins Wort, indem sie den Arm der Cousine in den ihrigen zog und heftig drückte. Fanny verstand die stumme und dennoch sehr beredte Bitte und senkte schweigend die Augen.

„Es war in der That gar nichts,“ fuhr Hildegard eifrig fort, „ein weißer Hirsch hat meine Cousine erschreckt.“

„Ein weißer Hirsch?“ wiederholte Müller erstaunt und halb ungläubig. „Ei, wie sonderbar!“

„Ja, ja ein weißer Hirsch,“ betheuerte Hildegard, „weiter gar nichts. Wie konntest Du Dir nur von dem Thiere eine solche Furcht einjagen lassen, kleine Thörin?“

„Sie scheinen indeß auch ein klein wenig erschrocken zu sein, Comtesse,“ sagte Müller mit einem leichten Anfluge von Ironie, der ihr nicht entging.

„Nicht im Geringsten, mein Herr,“ entgegnete sie fest und indem sie dem jungen Manne einen funkelnden Blick zuwarf.

Müller fixirte sie einen Augenblick und sagte dann lächelnd: „Verzeihen Sie, Comtesse; der fatale Nebel läßt heute Alles so blaß erscheinen, selbst die Rosen Ihrer Wangen. Ich habe mich geirrt."

„Gewiß, Herr Müller."

„Aber ein weißer Hirsch!" fuhr Müller fort, „haben Sie auch wirklich recht gesehen, meine Damen? Solch' seltene Thiere giebt es doch sonst nicht im ganzen Jagdrevier. Es muß ein Stück Streifwild sein, das von den Rettwitzer Waldungen herübergewechselt hat. Dieses höchst merkwürdige Ereigniß wird den Herrn von Wieksburg lebhaft interessiren und das gesammte Forst- und Jagdpersonal in einen Zustand der äußersten Alteration versetzen. Man wird ein großes Treibjagen halten, um Ihnen jede Unruhe zu ersparen, die dieser unhöfliche Geweihträger Ihnen sonst noch verursachen könnte."

Er hatte dies mit einer schlecht verhehlten Spottsucht, aber zugleich mit der ganzen Grazie und Ungezwungenheit eines vollendeten Cavaliers gesprochen, und seine männlich schönen Züge zeigten dabei zugleich ein so einnehmendes Gemisch von offener Herzlichkeit und unterdrückter Lachlust, daß man hätte denken sollen, seine Worte könnten unmöglich als beleidigend aufgenommen werden. Dennoch zuckten die dunkeln Brauen

der Comtesse Hildegard unwillig, und ihr stolzes Auge maß den Sprecher mit einem solchen strengen Ausdruck von selbstbewußter Würde, daß ein weniger Zuversichtlicher sich leicht dadurch hätte einschüchtern lassen. Auf den jungen Hauslehrer schienen jedoch jene auf Sturm deutenden Anzeichen durchaus keinen Eindruck zu machen. Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit erbot er sich, wenn es den Damen zur Beruhigung dienen könnte, sogleich mit Büchse und Blei das weiße Ungethüm zu verfolgen und die begangene Ungebühr mit dessen Herzblute zu tilgen.

Hildegard unterdrückte die zornige Antwort, die auf ihren Lippen schwebte, warf den schönen Kopf noch stolzer zurück und schickte sich an, mit ihrer Cousine sich zu entfernen.

„Wenn Sie mir gütigst erlauben wollten, meine Damen, Sie auf dem Heimwege zu begleiten . . ." sagte Herr Müller.

„Wir danken Ihnen, mein Herr," entgegnete die Comtesse kalt und gemessen, „wir kennen den Weg."

„Aber es könnten noch mehr weiße Hirsche . . ."

Hildegard zog ihre Freundin rasch mit sich fort, ohne die Vollendung des Satzes abzuwarten. Der junge Mann sah ihnen lächelnd nach.

„Wie schön sie ist," sagte er leise vor sich hin,

„aber auch — o ihr Götter! — wie hochmüthig!“ Und ein lustiges Jägerlied trällernd ging er seines Weges weiter.

„Um Eins bitte ich Dich inständig,“ sagte Hildegard zu ihrer Gefährtin, sobald sie weit genug entfernt waren, um von Müller nicht gehört zu werden, „sage kein Wort über die räthselhafte Erscheinung, die uns diesen Schrecken eingejagt hat, sage Niemand davon liebe Fanny, ich beschwöre Dich. Er würde es erfahren und in seiner kecken Manier das Gespenst alle Tage auf's Tapet bringen. Ich würde mich darüber zu Tode ärgern!“

„Ach, theuerste Hildegard,“ entgegnete Fanny; halb weinend, halb lachend, „ich fürchte sehr, daß mit Deinem inprovisirten weißen Hirsche nicht viel gewonnen sein wird.“

Hildegard biß sich auf die Lippen.

„Aber was denkst Du von der entsetzlichen Erscheinung, Cousine?“ fuhr Fanny fort. „Müssen wir nun nicht auch an das Burggespenst glauben, oder können wir etwa das Zeugniß unserer eigenen Augen verwerfen?“

„Das Zeugniß der Sinne ist immer verwerflich, liebe Fanny, wo es mit der Vernunft im Widerspruch steht.“

„Aber hat nicht auch unsere Vernunft ihre Grenzen, Hildegard, und . . ."

„Ich weiß, was Du sagen willst; aber glaube mir, wir haben uns getäuscht, wir müssen uns getäuscht haben."

„Unmöglich! wir sahen sie ja Beide, die weiße, geisterhafte Gestalt, und wie sie drohend die Hand gegen uns ausstreckte!" Und Fanny drückte schaudernd die Hand vor die Augen, als sähe sie noch immer den Geist ihrer Ahnfrau vor sich.

„Das Alles kam uns nur so vor, meine liebe Fanny. Bedenke, daß der Nebel Alles ganz anders erscheinen läßt, als es wirklich ist."

„Nein, nein!" rief Fanny und barg, indem sie plötzlich stehen blieb, das Köpfchen an der Schulter ihrer Freundin, „mich durchrieselt es noch eisigkalt, wenn ich mir den schrecklichen Anblick vergegenwärtige, und eine bange Ahnung sagt mir, daß . . ."

Hildegard umschlang sie mit ihren Armen und suchte in der zärtlichsten Weise und mit vielen liebreichen Worten dem zitternden Mädchen Trost und Muth einzureden. Es gelang ihr jedoch nur unvollkommen. Sie nahm ihr auch noch das unverbrüchliche Gelübde ab, von der Erscheinung nichts zu erwähnen,

und bei der ersten Aussage fest zu beharren, daß ein weißer Hirsch sie erschreckt habe.

2.

Eine starke halbe Stunde von der alten Wieksburg, welche Comtesse Hildegard und der verehrte Leser nunmehr kennen gelernt haben, lag der jetzige Familiensitz.

Die Gegend hatte hier nicht das Ursprüngliche, Wilde und Erhabene, welches den Besucher jenes rauhen Küstenstriches in die ersten Tage nach der Sündfluth zurücksetzte; sie war lieblich und idyllisch, und man sah, daß hier die frei und ungebunden waltende Natur der ordnenden Kunst freundlich die Hand gereicht habe.

Von der großen, offenen Bucht erstreckte sich hier ein schmaler Arm tiefer ins Land hinein und nahm einen zwischen üppigen Waldungen und blumenreichen Wiesen sich schlängelnden Bach auf. Zu beiden Seiten des Baches aber und längs der kleineren Bucht erhob sich das Terrain in sanften Abhängen zu einem weiten, wellenförmigen Plateau.

Unmittelbar an eine ausgedehnte Waldung stieß der weitläufige Park, der den Herrensitz umgab. Wundervolle Baumgruppen und geschmackvoll angelegte Blumenbeete zierten hier den grünen Sammt der Boulingrins. Zahllose Wege und Gänge zogen sich in noch zahlloseren, dem Auge gefälligen Windungen zwischen sie hin und boten an jeder geeigneten Stelle schattige Sitzplätze mit den mannigfaltigsten Aussichten, bald auf das Meer, bald auf das Thal, durch welches der Bach rieselte, bald auf das nahe Kirchdorf oder einen Pachthof mit seinen Kornfeldern und Wiesengründen.

Ein Pückler-Muskau würde an der herrlichen Anlage selbst wenig zu verbessern gefunden haben; wohl aber möchte er die nasenlosen, hin und wieder auch an Armen und Beinen amputirten Statuen entfernt haben, die in längst entschwundener Zeit in den Arcaden und Nischen, oder neben den Pyramiden und Obelisken, welche die unerbittliche Schere eines querköpfigen Gärtners in die Taxushecken ausschnitt, bessere Tage gekannt hatten, jetzt aber wie verbannte, obdachlose, an den Bettelstab gebrachte Ex-Götter kummervoll dastanden und in ihren von Wind und Wetter arg verwüsteten Gesichtern den ungeheuersten Schmerz über die Vergänglichkeit alles Olympischen kundgaben.

Die herrschaftliche Wohnung selbst war ein sonderbarer Complex von Baulichkeiten aus — wir wissen nicht wie vielen Jahrhunderten, eine wahre Musterkarte der verschiedenen Baustyle des gesammten Mittelalters und der neueren Zeit, an welcher ein angehender Architekt seine ersten vergleichenden Studien hätte machen können.

Der Erbauer der neuen Wieksburg — des Schlosses, wie sie stets kurzweg genannt wurde — muß sehr bescheidene Anforderungen an häusliche Bequemlichkeit gemacht haben; denn der älteste Theil dieses architektonischen Chaos bestand lediglich aus zwei plumpen runden Thürmen und einem dazwischen liegenden, sehr kleinen und niedrigen Gebäude, das trotz seiner massiven Mauern schon längst in die Kniee gesunken wäre, wenn man es nicht durch mächtige Strebepfeiler gestützt hätte. Jetzt lehnte es sich in stumpfer Verdrossenheit an diese, wie ein lebensmüder Invalide an seine Krücken. Es litt augenscheinlich in allen seinen moosbewachsenen Gliedern an der Gicht, und sein kupferbeschlagenes Haupt neigte sich gramvoll unter der Wucht der Jahre.

Ein späterer Herr von Wieksburg hatte — weil er die ererbte Wohnung seiner Väter gar zu eng und unbequem fand — an einen der Eckthürme einen Flügel

angebaut. Dieser mochte aus dem 16. Jahrhundert stammen und hatte offenbar gleichfalls seine Zeit überlebt. Er fühlte dies sicherlich selbst mit der ganzen galligen Bitterkeit einer bejahrten Coquette; denn alle die scheußlichen Drachenmäuler, in welche die Dachrinnen ausliefen, schienen in ihrer ohnmächtigen Wuth boshafte Schmähreden, sowie die Löwen-, Affen- und Mohrenfratzen, die aus den Giebelfeldern und Gesimsen hervorglotzten und die Balkenköpfe verunzierten, giftige, gehässige Blicke gegen den jugendlichen vis-à-vis zu schleudern, welchen der Großvater des jetzigen Besitzers hatte aufführen lassen, und der seinerseits aus allen seinen hellen Fenstern, wie aus ebenso vielen strahlenden Augen, hohnlächelnd und verächtlich auf seine altersschwachen Vorgänger herabschaute.

Rings um das Schloß zog sich noch der alte Burggraben; aber nur an einer Stelle, wo er als anspruchsloser Ententeich auftrat, enthielt er ein wenig Wasser. Auch die Wälle und ein niedriges Glacis ließen sich hie und da noch als solche erkennen und legten, sowie auch ein paar kürzlich aufgefundene Kanonen, das Zeugniß ab, daß das Geschlecht derer von Wieksburg nicht nur in jener uralten Zeit, wo es noch auf der alten Burg hauste, sondern auch bis in die jüngste Zeit des Mittelalters seine kriegerischen

Gewohnheiten beibehielt und stets auf einen feindlichen Angriff gefaßt war.

Im Ganzen machte das Schloß, trotz seiner bizarren Zusammenstellung, den Eindruck des Behaglichen, Freundlichen und Gastlichen, ein Eindruck, der noch gesteigert wurde, wenn man, wie wir es jetzt thun wollen, die breite Freitreppe vor dem neuen Wohnhause bestieg, sodann die helle, geräumige, mit Marmorquadern ausgelegte Flur durchschritt und in dem daranstoßenden, sogenannten kleinen Eßzimmer den Gutsherrn begrüßte, der gerade jetzt mit Ungeduld die Rückkehr der beiden im vorigen Kapitel geschilderten jungen Damen erwartete, um das Frühstück zu beginnen.

Der alte Herr stand am Fenster und trommelte, während er den inneren Schloßhof übersah und ein altes Lied vor sich hinbrummte, an die Scheiben, eine Beschäftigung, die er nur bisweilen unterbrach, um rasch durch das Zimmer zu schreiten und einen Blick auf die Stockuhr, die auf dem Kaminsimse stand, oder einen nicht minder sehnsüchtigen auf den zum Frühstück gedeckten Tisch zu werfen, auf welchem einige Leckerbissen, die er sehr hoch schätzte, wie Kaviar, geräucherte Aale und eine Wildpretpastete, zum Genusse einladend standen. Hin und wieder richtete er auch

ein paar Worte an eine ältliche Dame, die am Tische saß und eine große Schüssel mit Krabben vor sich hatte, die sie mit einer gewissen zornigen Behendigkeit abschälte und in eine kleine Assiette legte.

Ehe wir das Gespräch anführen, welches sich zwischen den Beiden entspann, sei es uns erlaubt, diese selbst flüchtig zu skizziren.

Der alte Herr von Wieksburg war ein Mann in den sechziger Jahren und der echte Typus eines Landedelmannes der damaligen Zeit. Wir sagen der damaligen; denn unsere Geschichte spielt in der voreisenbahnlichen Zeit, einer sicherlich nicht besseren, als der jetzigen, aber jedenfalls einer lustigeren, in welcher die Leute nicht mit der Eilfertigkeit und Schnelligkeit von Zugvögeln in der Welt umherflogen, aber dafür zu Hause um so gemüthlicher waren; einer Zeit, in welcher man nicht von Morgens bis Abends mit dem hohlen Flegel der Dialektik das leere Stroh politischer und socialer Fragen drosch, dagegen aber um so fröhlicher jagte und kegelte und vom Abend bis zum Morgen spielte und zechte; einer Zeit endlich, in welcher man sich ungenirter gehen ließ, in welcher sich daher auch die Originalität jeder einzelnen Persönlichkeit freier entwickelte und unverhohlener zu erkennen gab.

Der Herr von Wieksburg hatte während seiner

Jugend als Gardeofficier in der Hauptstadt ein flottes Leben geführt und that sich darauf etwas zu gute. Mit sichtbarem Wohlbehagen erzählte er in vertraulichen Stunden seinen Freunden von den losen Streichen, die er damals verübt hatte, und schloß dann gern, indem er diesen oder jenen schmunzelnd anblickte: „Ja, ja, Verehrtester, bin auch jung gewesen, war damals ein Haupt-Vocativus." Er hätte nicht mit mehr Stolz sagen können: „Ich durfte mich damals ohne alle Eitelkeit mit Julius Cäsar oder Alexander dem Großen vergleichen."

Später, nachdem er sich als pater familias auf sein Gut zurückgezogen hatte, befaßte er sich eifrig mit der Agricultur, die er von Grund aus verstand; seine Lieblingsbeschäftigungen waren und blieben aber die Jagd und die Fischerei, und er galt in diesen gentlemanliken Uebungen für ein Muster der Vollkommenheit. Daneben verschmähte er keineswegs die Freuden der Tafel, und seinen früheren Kameraden, sowie den umwohnenden Gutsbesitzern erwies er eine Gastfreiheit, die zwar seine Vermögensumstände ein wenig derangirte, aber ihm selbst die lobende Anerkennung eines Beduinenhäuptlings gesichert haben würde. Von seinen Gästen verlangte er keine andere Wiedervergeltung, als daß sie Abends mit ihm eine Partie l'hombre spielten,

die Punkt sieben Uhr begann und Punkt zehn Uhr aufhörte.

Ob er nicht insgeheim auch jetzt noch bei dem schönen Geschlechte hin und wieder seine frühere Rolle als Haupt-Vocativus spielte, wollen wir dahingestellt sein lassen. Was man sich auf dem Schlosse und in der Umgegend in Betreff dieses Punktes zuflüsterte, darf uns nicht kümmern. Wollte man jeden Mann verdächtigen, der ein hübsches Bauernmädchen in die Wange kneipt — ja, du gütiger Himmel! — da käme man aus dem Vocativus ja gar nicht heraus.

So viel ist gewiß, daß Herr von Wieksburg, so wie er nun einmal war, mit seinen Tugenden und Fehlern, oder vielleicht richtiger mit seinem Mangel an beiden, und nur vermöge seiner jovialen Laune und treuherzigen Gesinnungslosigkeit ein gar liebenswürdiger alter Herr und äußerst angenehmer Gesellschafter war, der mit der feinen Sitte eines Höflings in sehr ansprechender Weise die Schlichtheit eines Landmanns zu vereinigen wußte und somit Ebenbürtige wie niedriger Gestellte in gleichem Maße für sich einnahm.

Und was er nun eben war, oder vielmehr nicht war — die Negativität ist bei sehr vielen Leuten die Hauptsache — sprach sich in seinem ganzen Aeußeren

aus. Seine Züge zeigten keine hohe Intelligenz, sie hatten jedoch den distinguirten, noblen Zuschnitt, der — man sage, was man wolle — manchen altadeligen Geschlechtern eigen ist, und — was mehr sagen will — sie wurden von einem gewinnenden Zug von Herzensgüte und Schalkhaftigkeit belebt.

Alles stand dem alten Herrn in ganz eigenthümlicher Weise gut, die hohe Glatze, das im Nacken lang herabhängende, weiße, lockige Haar, das weiße Halstuch, in welches sich sein Kinn vergrub, ja, sogar der alte Adam, in welchem er sich Morgens präsentirte. Der alte Adam aber war ein geblümter, sammtner Schlafrock, so getauft, weil ein gewisser, längst verstorbener Onkel Adam ihn zuerst vermocht hatte, ein solches Kleidungsstück zu tragen.

Man sieht, daß die Rohheit und Wildheit, die in grauer Vorzeit das Geschlecht der Wieksburger charakterisirte, sich auf das jetzige Haupt der Familie keineswegs vererbt hatte. Nur ihr Name, ihr Wappen — ein Ding, das beinahe wie ein Schiff aussah, in blauem Felde, und zwei Meerweiber als Schildhalter — ihr ausgedehnter Grundbesitz, ein guter Theil des alten Familiendünkels und ein noch größerer der Familiengicht waren auf ihn übergegangen, und er hoffte, das Alles unbeeinträchtigt und unvermindert, wie er es

übernommen, seinen Nachkommen zu hinterlassen. Viele wollen behaupten, daß sich in der Anordnung eines Zimmers der Charakter seines Bewohners ausspricht. Wir wollen es Scharfsinnigern überlassen, diese These zu beweisen. Gewiß aber ist es, daß die Gemüthsart des Herrn von Wieksburg eben so sehr mit der freundlichen und wohnlichen Behausung, die er inne hatte, in Einklang stand, wie die finstere alte Burg dem Naturell der feudalen Seeräuber und Wegelagerer, wie sie Fräulein Fanny nannte, entsprochen haben mag, die darin hausten.

Einen schroffen Gegensatz zu der eben geschilderten Persönlichkeit bildete die der älteren Dame, die an den Krabben die Abschälung vollzog, als sei es eine wohlverdiente Strafe für ihre ehedem in der Ostsee verübten Unthathen.

Fräulein Weinhold war, als Fanny in das angenehme Alter der Backfische trat, als deren Gouvernante in die Familie aufgenommen worden, war aber, nachdem sie sich selbst das ehrende Zeugniß ausgestellt hatte, an der jungen Dame die Ausbildung des Geistes und des Gemüthes, sowie die Rundung und den Schliff der Manieren vollzogen zu haben, im Hause geblieben. Es war kurz ehe Fanny's Mutter starb — wir vergaßen anzuführen, daß Herr von Wieksburg Wittwer

war — daß Fräulein Weinhold von ihrem Amte als Erzieherin absolvirt wurde. Aber Frau von Wieksburg hatte eine sehr hohe Meinung von den Tugenden der Ex=Gouvernante, ihrer strengen Sittlichkeit und Religiösität, ihrer Rechtlichkeit und ihrem administrativen Talente. Diese letzte Eigenschaft ging dem Gatten der Frau von Wieksburg ab, und ihre Tochter war noch viel zu jung, um sich des Hauswesens anzunehmen. Als daher die sorgsame Frau in sich eine Vorahnung ihres nahen Todes fühlte, bewog sie ihren Eheherrn zu dem Versprechen, nach ihrem Hinscheiden die Weinhold als Oberaufseherin über Küche und Keller, über Leinwand= und Silberschränke, sowie über das gesammte Hausgesinde zu behalten. Fräulein Weinhold's Stellung war in Folge dieser testamentarischen clausula salvatoria eine ebenso unantastbare geworden, wie sie ihrer Natur nach eine hochwichtige war. Und Fräulein Weinhold fühlte ihre Würde und führte ein strenges Regiment, nicht nur in Küche und Keller, sondern auch in den herrschaftlichen Apartements, nicht nur über das Hausgesinde, sondern auch über den Hausherrn. Ein Herzogthum zitterte zwar nicht, wenn sie auftrat, aber ganz Wieksburg zitterte, und der Herr von Wieksburg zitterte mit.

Neben ihren übrigen Functionen versah Fräulein

Weinhold auch die einer ersten Anstandsdame und Ceremonienmeisterin; denn sie kannte die tausend Gebote der Convenienz so gut, wie weiland der Freiherr von Knigge. Wenigstens glaubte sie es; Knigge freilich hätte in manchen Fällen anders geurtheilt; denn es ist nicht zu läugnen, daß sie in dem steten Bestreben, zum Heile der Gesellschaft die Zügel des Anstandes recht straff anzuziehen, gar oft aus dem rechten Geleise kam, gegen manchen Stein des Anstoßes hart anfuhr und nicht selten in Gefahr gerieth, auf dem Glatteise des Lächerlichen umzuwerfen.

Sie hatte harte, unbewegliche Züge, stechende Augen und eine Miene, wie die personificirte Unnachsichtigkeit. Sie sah fortwährend aus, als habe sie so eben gegen Jemand den Zeugeneid abgelegt und stehe nun im Begriffe, die erschwerenden Umstände zu Protokoll führen zu lassen, unter welchen er seine Missethat verübt hätte. Dazu zeigte sich mitunter um die Spitze ihrer Nase eine starke Röthe, die leicht zu der Annahme verleitete, als wisse sie den Genuß von Portwein und Madera mit ihren strengen Grundsätzen eben so sehr in Einklang zu bringen, als er es mit ihrem Namen war. In der Bedientenstube trug man sich mit der Vermuthung, daß sie sehr ehrgeizige Pläne hege, und sich mit der Hoffnung schmeichle,

dereinst ihren Scepter, das große Schlüsselbund, mit legitimerem Rechte zu schwingen, als jetzt. Wir führen dies übrigens nur beiläufig an, ohne den Grund oder Ungrund einer solchen Muthmaßung näher prüfen zu wollen.

Heute war Fräulein Weinhold in einer besonders aigrirten Stimmuug. Ein Chemiker hätte bei ihrem Anblicke in Versuchung gerathen können, den Essiggehalt ihres Gemüthes durch Anwendung von kohlensaurem Kali zu erproben. Daß ein solcher Zustand ihrem Anstande einigen Abbruch that, müssen wir leider einräumen.

Schon öfters hatte Herr von Wieksburg eine oder die andere Bemerkung hingeworfen; das ist das rechte Wort; denn sie waren unbeachtet zu Boden gefallen, wenn es nicht etwa als eine Erwiederung von Seiten des Fräuleins gelten sollte, daß sie einen strafenden Blick in die völlig unschuldige Kaffeekanne warf, oder auf einen Augenblick die Urtheilsvollziehung an den Krabben sistirte, um einige strenge Maßregeln gegen den Zucker und den Rahm in Anwendung zu bringen.

„Was ist Ihnen denn heute eigentlich, Fräulein?" wagte der Gutsherr endlich zu fragen.

„Nichts, Herr Kammerherr."

„Nichts?"

„Nichts wenigstens, wofür ich unter den obwaltenden Umständen erwarten dürfte, die gebührende Genugthuung zu empfangen.“

Diese Worte wurden mit zermalmendem Gewicht gesprochen; dem Herrn von Wieksburg wurde es dabei durchaus nicht wohl zu Muthe.

„Genugthuung, Fräulein?“ wiederholte er, indem er den Marsch, den er an die Scheiben trommelte — vielleicht um sich zu encouragiren — mit einem Allegrissimo beschloß und sich an die Dame wandte. „Ich will nicht hoffen, daß Sie Jemand beleidigt hat.“ Ganz im Stillen fügte er hinzu: „Es wäre ein tollkühnes Unternehmen.“

„Beleidigt, Herr Kammerherr?“ sagte das Fräulein, würdevoll den Kopf erhebend. „Nein, beleidigen kann mich ein Knabe nicht; aber mir den Schlaf für eine ganze Nacht rauben — nun freilich, das steht in seiner Macht — und mich tief betrüben“ — hier erfolgte ein schwerer Seufzer — „ja, recht innig betrüben, das kann er auch. Ich habe mich diese ganze durchwachte Nacht hindurch recht ernsten Betrachtungen hingegeben, und im heißen Gebete Gott angefleht, Ihnen, Herr Kammerherr, in gewissen Dingen einen schärferen Blick zu verleihen!“

„Mein Gott, was hat Ihnen denn Gustav ge-

than, Fräulein Weinhold?" fragte Herr von Wieksburg, den eine Gänsehaut überlief. „Sagen Sie mir's, und seine Unart soll ihm nicht ungestraft hingehen."

„Ich klage Ihren Sohn nicht an, Herr Kammerherr, ich mache ihm die Unart nicht zum Vorwurf. Er ist eben nur ein Kind, und ich bestehe, was ihn betrifft, auf keiner Strafe."

„Nun, mein bestes Fräulein, gegen wem ist denn eigentlich Ihre Anklage gerichtet?"

„Gegen Denjenigen" — diese Worte wurden von einem Blick begleitet, der sich fest auf ein über dem Kamin hängendes Bild, das Portrait der Mutter des Gutsherrn, richtete, als wolle sie diese als zweite Zeugin aufrufen — „gegen Denjenigen, dem Sie die Erziehung Ihres Kindes anvertraut haben."

„Gegen Herrn Müller? Ei — ich fürchte — ich bin wirklich sehr erstaunt — ich — ich — aber was in des Himmels Namen ist Ihnen denn angethan worden?"

„Wenn ich es Ihnen erzähle, Herr Kammerherr, so geschieht es lediglich, um Sie auf die Folgen einer Erziehungsmethode aufmerksam zu machen, die ich als eine, wie ich wohl sagen darf, nicht ganz incompetente Richterin, Ihnen schon öfters — leider vergeblich — als unheilbringend bezeichnet habe."

„Bitte, erzählen Sie, mein liebes Fräulein," entgegnete sehr sanftmüthig Herr von Wieksburg, den es mehr und mehr fröstelte und der sich daher noch fester in seinen Adam hüllte.

Nach einem zweiten Blick auf das Portrait, der einer feierlichen Berufung auf den geleisteten Zeugeneid glich, und mit einer Miene, als sei sie fest entschlossen, keine Milderungsgründe gelten zu lassen, hub Fräulein Weinhold in pathetischer Weise an:

„Ich war gestern Abend kaum zur Ruhe gegangen, und hatte soeben das Licht ausgelöscht, als ein Maikäfer im Zimmer umherzuschnurren begann." — Bei dem Worte Maikäfer drehte sich Herr von Wieksburg rasch gegen das Fenster um. — „Sie kennen meinen Abscheu vor diesen ekelhaften Thieren. Ein Auge zu schließen, so lange es sich im Zimmer befand, war, ich wußte es, unmöglich. Ich zündete also das Licht wieder an, fing den Maikäfer und warf ihn zum Fenster hinaus. Zum zweitenmal löschte ich das Licht aus und ..."

„Und schliefen nun wohl recht sanft und ruhig," sagte Herr von Wieksburg, der sehnlich hoffte, jetzt die schreckliche Begebenheit in ihrem ganzen Umfange zu kennen.

„Ich versuchte es," fuhr das Fräulein fort,

„jedoch ein zweiter Maikäfer summte dicht über meinen Kopf hin.“

„Ach! sehr unangenehm in der That; er war wahrscheinlich durch's Fenster hereingeflogen, als Sie den ersten hinauswarfen.“

„Hören Sie weiter, Herr Kammerherr. Ich zündete abermals das Licht an, fing das scheußliche Thier und warf es zum Fenster hinaus. Doch ich hatte dieses kaum wieder geschlossen, als schon ein dritter da war und gleich darauf ein vierter.“

„Wie? Noch mehr Maikäfer? Aber das ist ein Bischen stark.“

„Auch diese fing ich und warf sie zum Fenster hinaus und hoffte, nun endlich Ruhe zu haben. Kaum jedoch hatte ich das Licht wieder ausgelöscht, da ...“

„Da war doch wohl nicht schon wieder ein Maikäfer da?“ rief Herr von Wieksburg, der zwischen Lachlust und Herzensangst mühsam die Balance hielt.

„Ja, Herr Kammerherr, es krabbelte mir einer in den Papilloten, und es schwirrte ein anderer dicht über meine Augen hin, und dann kam noch einer und wieder einer, und so fort und fort die ganze, lange Nacht hindurch.“

„Alle Wetter!“ stöhnte Herr von Wieksburg, in

dem die Lachlust immer mehr Ueberhand nahm, „es muß ein Loch, eine Ritze in ihrem Fensterrahmen sein."

„So dachte ich auch; doch endlich gegen Morgen endeckte ich, daß die Maikäfer, einer nach dem andern, in fast ganz regelmäßigen Pausen unter meinem Bette hervorkamen."

„Wie? Unter Ihrem Bette?"

„Ja, unter meinem Bette! und zwar aus einem großen, wohlverschlossenen Kasten, der ein Loch hatte, nicht größer, als daß ein Maikäfer auf einmal hindurchkriechen konnte. Der Kasten enthielt noch Hunderte dieser garstigen Geschöpfe, und ihr Entweichen hätte noch viele Stunden anhalten können."

Diese Replik, in einem hochtragischen Tone vorgetragen, der zu einem Citate aus König Lear gepaßt hätte, war zu viel für die Lachmuskeln des Herrn von Wieksburg. Schnell wandte er sich wieder gegen das Fenster, und die Scheiben mußten von sehr starkem Glase sein, denn nur eine erhielt einen kleinen Sprung unter dem Attake=Signal, das er über drei oder vier derselben hinwirbelte. In Ermangelung seines Gesichts fixirte Fräulein Weinhold scharf seinen Rücken, und ein leichtes Erbeben in den Falten des Adam mochte sie für die Aeußerung eines wohlbegründeten Zornes halten.

„Dahin,“ so schloß ihre vernichtende Anklage, „führt die Erziehungsmethode dieses uns, oder richtiger mir unbekannten Mannes.“

Die noch übrigen Krabben mußten für das Vergehen Anderer, ihnen in der That sehr Fernstehender schwer büßen. Sie wurden nicht nur geschunden, sondern geköpft, geviertheilt, zerstückelt und zermalmt. Ihre leibliche Mutter hätte sie nicht wieder erkannt.

Herr von Wieksburg hatte sich, noch immer am Fenster stehend, nach einer Pause so weit gesammelt, daß er sich für fähig hielt, das Gespräch wieder anzuknüpfen.

„Ich bezweifle nicht, Fräulein Weinhold,“ begann er in einem wunderbar glucksenden Tone, aber so ernsthaft, wie nur immer möglich, „daß sich Gustav diesen — gluck — höchst ungebührlichen Scherz erlaubt hat — gluck und gluck, gluck — ich werde ihn zur Rede stellen und — gluck — bestrafen. Aber was nun seinen Lehrer, den Herrn Müller betrifft, da sehe ich, ehrlich gestanden, nicht wohl ein, wie man ihn mittelbar oder unmittelbar für solche — gluck, gluck, gluck — tolle Possen — wirklich sehr alberne Possen — verantwortlich halten könnte.“

„Würde Herr Müller selbst mehr auf Zucht und Ordnung sehen,“ erwiderte Fräulein Weinhold mit dem

strengen Tone heftiger Entrüstung, „so würde er auch seinen Zögling dazu anhalten; würde er sich selbst eines gemessenen und geziemenden Betragens befleißigen, so würde er auch jenem ein solches beibringen; würde er endlich die Gebote des Anstandes befolgen und die gesellschaftlichen Pflichten erfüllen, so würde er sie auch Ihrem Sohne einprägen."

„Seien wir gerecht, mein liebes, gutes Fräulein," entgegnete Herr von Wieksburg, der sich jetzt stark genug fühlte, der erzürnten Dame mit offenem Visir entgegenzutreten, und sich deßhalb zu ihr umwandte. „Herr Müller ist nicht der erste Hauslehrer, den wir hier sehen. Er hatte zwei Vorgänger, die sich gleichfalls — Sie werden mir das einräumen — Ihres Beifalls nicht erfreuten und auch mir durchaus nicht zusagten. Von ihrem Wissen will ich nicht reden — allen Respekt davor — aber wie war ihr Benehmen? Es war linkisch, unbeholfen, in keiner Beziehung das Muster, nach welchem sich ein junger Mann von Stande bilden konnte, keineswegs ein Muster, wie das, welches Sie — wofür ich Ihnen zum innigsten Danke verpflichtet bin — meiner Tochter vorzuhalten so trefflich verstanden. Wie stand nicht immer Herr — Herr Dings — na . ."

„Meinen Sie Herrn Schmidt?" sagte Fräulein

Weinhold, durch das Compliment ein wenig beschwichtigt.

„Ja, ja, Herr Schmidt. Wie stand nicht immer dieser Herr Schmidt in dem Winkel dort, mit einer Jammermiene, als könne er nicht bis fünf zählen. Wie schoß ihm nicht das Blut ins Gesicht, so oft man ihn anredete? Und wie stolperte er nicht über seine eigene Zunge — ich glaube wirklich, daß sie ein wenig zu lang war — wenn er auf die allereinfachste Frage die alleralbernste Antwort gab? Und nun gar der Andere, Herr — Herr — na zum Kuckuk . .“

„Herr Köcker,“ half ihm Fräulein Weinhold aus.

„Richtig, Herr Höcker.“

„Köcker,“ verbesserte Fräulein Weinhold.

„Na, Höcker, Köcker, es bleibt sich Alles gleich. Aber, du lieber Himmel, wie saß dieser Herr Köcker nicht hier bei Tisch und starrte in den Suppenteller, als erwarte er, auf dem Boden desselben die Lösung des großen Problems der Cirkelquadratur zu finden? Und wie lächerlich nahm er sich nicht aus in seiner steifen hohen Halsbinde, die ihn zu erwürgen drohte, und in dem unglückseligen langen schwarzen Frack von Anno ehedem, der ihm um die schlottrigen Glieder hing, als sei er ihm mit einer Heugabel an den Leib geworfen? Und welchen Einfluß übten sie Beide auf

Gustav? Sie werden mir nicht sagen, mein liebes Fräulein, daß die Kinder nur von ihren Eltern gute Manieren lernen sollen, nicht aber auch von ihren Lehrern. Sie werden mir das nicht sagen, denn aus eigener Erfahrung wissen Sie, daß der Lehrer, bewußt oder unbewußt, auf die äußere Form so gut wie auf den innern Kern influirt. Nun, Gustav lachte über seine Lehrer, und das, mein bestes Fräulein, war schlimmer, als wenn er jetzt Ihnen oder mir, seinem Vater, einen Possen spielt. Ja, er lachte über sie und nahm gleichwohl ihre hölzernen, ungelenken Manieren an. Zudem lernte er auch nichts, weil er mit Unlust lernte. Mit Herrn Müller ist das Alles ganz anders. Er ist — Sie werden das gewiß zugeben — in seinem Aeußeren, in seinem ganzen Auftreten ein vollendeter Gentleman, wenn er auch seiner Geburt nach . .“

Hier warf Fräulein Weinhold plötzlich einen forschenden, durchbohrenden Blick auf den Gutsherrn und dann einen sinnenden, vergleichenden auf das Portrait seiner Mutter. Herr von Wieksburg stutzte, fuhr aber sogleich fort:

„Er hat es verstanden, des Knaben Liebe zu gewinnen und ihm zugleich Lust und Liebe zum Lernen einzuflößen, und darum hat auch Gustav in jüngster

Zeit bedeutende Fortschritte gemacht. Ich verlasse mich in diesem Punkte, wie Sie wissen, nicht auf mein eigenes Urtheil, sondern auf das des Herrn Pastors, der es weit besser versteht. Nebenbei unterrichtet ihn Herr Müller auch im Zeichnen, was die Herren — — na — Maier und ..."

„Schmidt und Köcker," fiel Fräulein Weinhold ein.

„Was die Herren Schmidt und Köcker nicht konnten, sowie auch in allen ritterlichen Uebungen, im Turnen, Fechten, Schießen und Reiten, was jene so wenig verstanden, wie ich das Sanskrit verstehe. Mit einem Wort, er hat bei dem Knaben in den zwei Monaten seines Hierseins bedeutende Fortschritte erzielt, ihm eine bessere Tournüre und ein freies, offenes, gefälliges Wesen beigebracht, so daß Gustav wirklich viel aufgeweckter, viel ..."

„Rücksichtsloser, anmaßender — dem Himmel sei es geklagt — viel wilder und unbändiger geworden ist!" ergänzte Fräulein Weinhold.

„Ah, ah, mein Fräulein, Sie sind ungerecht," sagte Herr von Wieksburg ein wenig ärgerlich. „Aber was ist mit dem Bilde?" fuhr er fort. „Sie sehen fortwährend das Bild meiner seligen Mutter an."

„Ich studire Familienähnlichkeiten," entgegnete Fräulein Weinhold mit scharfer Betonung.

„Aber, erlauben Sie mir, was haben Familienähnlichkeiten mit dem Gegenstande unseres Gesprächs zu thun?“

„Wenn Sie es nicht wissen, Herr Kammerherr — ich weiß es nicht.“

„Sie ist verrückt,“ dachte Herr von Wieksburg und machte wieder gegen das Fenster Kehrt. Zu seiner Freude sah er in diesem Augenblick die so sehnlich erwarteten jungen Damen, seine Tochter Fanny und seine Mündel, Comtesse Hildegard, über den Hof gehen. Der alte Herr liebte es, seine Mahlzeiten in ungetrübter Ruhe zu genießen, und um sich die jetzige nicht noch mehr versauern zu lassen, wandte er sich mit der beschwichtigendsten Miene, die ihm zu Gebote stand, an Fräulein Weinhold.

„Dieses Gespräch,“ sagte er, „hat uns, wie mir scheint, ein wenig alterirt. Ein andermal mehr davon. Jetzt aber, ich bitte Sie, mein liebes Fräulein, grollen Sie nicht mehr, weder meinem Sohne, noch dem in der That ganz unschuldigen Lehrer. Ich will dem Mosjö Gustav gehörig den Kopf waschen, und es soll Ihnen volle Genugthuung werden; verlassen Sie sich darauf.“

Fräulein Weinhold nahm plötzlich eine demuthsvolle Miene an, wischte sich eine nicht vorhandene

Thräne aus dem Auge, ergriff schüchtern die ihr dargereichte Hand und sprach mit bebender Stimme und schmachtenden Blicken:

„Verzeihen Sie mir, Herr Kammerherr, wenn mich mein Eifer zu weit geführt hat. Sie werden es können, wenn Sie bedenken, daß es ja nur eine Aeußerung des lebhaften — ach, vielleicht zu lebhaften — Interesses ist, welches ich für Sie und Alles, was Sie betrifft, empfinde. Ihre Gefühle als Vater habe ich nicht verletzen wollen, das Wort Vater in dem weitesten Sinne genommen, ja, in dem weitesten. Ich gestehe, daß es Gefühle giebt — doch nein, jetzt Nichts davon. Indessen, wenn ich glauben müßte — wollte der Himmel, daß ich es niemals glauben müßte — daß in irgend einer Weise, unter dem Einflusse dieser Gefühle, vielleicht durch nicht ernstlich genug erwogene Maßnahmen, oder Rücksichten, die zu hoch angeschlagen wurden, oder andere, die durch jene zu sehr in den Hintergrund gedrängt wurden, oder vielleicht umgekehrt, die Würde des Hauses" — hier richtete sich wieder ihr Blick mit so eigenthümlichem Ausdruck auf das Portrait, daß Herr von Wieksburg sich unwillkürlich danach umschaute — „ja, ich wiederhole es, die Würde dieses Hauses in Gefahr gerathen könnte, compromittirt zu werden, — ach! . ."

Das Oeffnen der Thür durch einen Bedienten, und das Eintreten der beiden jungen Damen zerriß plötzlich den etwas verworrenen Faden dieser erstaunlichen Rede. Der Herr von Wieksburg starrte sie einen Augenblick völlig verwirrt an, als habe er soeben den gehirnverrenkenden Spruch einer Sphinx vernommen. Weniger geschickt als Oedipus gab er es auf, seinen dunklen Sinn zu enträthseln, und begrüßte freudig und liebevoll Tochter und Nichte.

3.

Es war gegen vier Uhr Nachmittags, und schon hatte von dem Eckthurme herab die Glocke geläutet, die alle Tage zur nämlichen Stunde die Theilnehmer an der herrschaftlichen Tafel in den Gartensalon rief, wo man sich vor dem Mittagsessen zu versammeln pflegte.

Wir treffen hier außer den uns schon bekannten Mitgliedern der Familie, sowie der Hohepriesterin des Anstandes, Fräulein Weinhold, und dem von ihr so scharf getadelten Apostaten, Herrn Müller, noch einige andere Personen, die sich heute zum Besuche auf dem Schlosse eingefunden hatten, und die wir dem geneigten Leser vorführen müssen.

Wir beginnen mit einem kleinen, unruhigen Männchen mit spärlichem, blondem, sorgfältig nach vorn gebürstetem Haar, blöden, bebrillten Augen und einem fetten, etwas plebejischen, aber gutmüthigen Gesichte, auf welchem die Zerstreutheit ihren bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen zu haben und sich dort ganz wie zu Hause zu fühlen schien. Ein Lächeln, welches die Pretension machte, überaus pfiffig zu sein, kribbelte fortwährend in seinen zusammengekniffenen Augen- und Mundwinkeln. Es überschlug sich aber gewissermaßen bei jedem denkbaren Anlaß, zeigte sich einen Augenblick als starres, stupides Erstaunen, kam gleich darauf wieder behende auf die Beine und sah dann doppelt verschmitzt aus. Dieser etwas possierliche Herr war die oberste Gerichtsperson des Bezirks, der Justizrath Krause.

Auch seine Frau treffen wir hier. Sie war eine sehr stattliche, noch jugendliche Dame mit einer so vornehmen Haltung, daß selbst Fräulein Weinhold nichts daran zu tadeln fand. Sie hatte eher schöne, als angenehme Züge und große, strahlende Augen, in denen sich mehr Leidenschaft, als tiefes weibliches Gefühl, mehr Hoffahrt als Hochsinn, mehr Adelstolz als Seelenadel aussprach. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Glänzendes, Imponirendes und für den ersten

Augenblick Gewinnendes. Wenn man sie neben ihrem kleinen, fetten Manne sah, begriff man schlechterdings nicht, von welch' sonderbarer Art die Verkettung von Umständen sein mochte, die diese zwei, durch eine Hemisphäre von psychischen Gegensätzen von einander getrennten Antipoden für die Dauer des Lebens an einander geschmiedet hatte.

Wir wissen nicht, ob Frau Krause es begriff, möchten aber behaupten, daß Herr Krause es nicht begriff. Herr Krause begriff überhaupt recht Vieles nicht, namentlich Vieles an seiner Frau nicht. Aber Herr Krause war ein Orthodoxer, und diese Leute helfen sich trefflich mit dem Glauben aus, wo wir Anderen mühsam nach Ueberzeugung ringen. Seine Frau war ihm wie ein Dogma, das er verehrte, und das ihm so unantastbar schien, wie etwa die Offenbarung Johannis.

Was sehr dazu beigetragen hatte, den Cultus zu befestigen, den er seiner Frau widmete, war der Umstand, daß sie aus einem altadeligen Geschleche stammte; denn obgleich, oder vielleicht richtiger, eben weil Herr Krause selbst ein Bürgerlicher war, hegte er die Ueberzeugung, daß die Adeligen aus einem aparten, superfeinen Urstoffe geknetet seien, den die Chemie noch nicht kennt und für den sie keinen Namen hat. Sie

waren ihm, was den Ureinwohnern Peru's die Inkas waren, höhere Wesen, Kinder der Sonne.

Außer diesem unpaaren Paar befand sich noch in der Gesellschaft der Bruder der Frau Krause, Baron von Thalen. Er hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit seiner Schwester, nur daß in seiner Persönlichkeit die Eigenschaften, welche jene charakterisirten, in beträchtlich verstärktem Maße hervortraten. Repräsentirte sie den Positiv, so konnte er für den Superlativ gelten. Aber der Superlativ von etwas zweifelhaft Liebenswürdigem muß entweder etwas sehr Angenehmes, oder etwas sehr Unangenehmes sein, und so mochte es denn kommen, daß der Baron von Thalen, je nach der Auffassung des Beobachters, durchaus verschieden beurtheilt wurde. Die meisten Männer fanden ihn äußerst anmaßend, eitel und schroff, während die meisten Frauen ihn für sehr einnehmend, einige für unwiderstehlich erklärten. Denn, meine Damen, der Baron war ein junger, schöner Mann! Er hatte etwas so reizend Interessantes, etwas so himmlisch Romantisches! Denken Sie sich eine hohe, edle Stirn, jene gewisse Blässe, die Sie so sehr lieben, dazu lockiges, schwarzes Haar, jenen Ihnen so wohlgefälligen krausen, schwarzen Bart, dazu eine elegante Tournüre und nun gar jenes Unnennbare, das die Idee hervorruft, der schöne Mann

sei auch muthig und schnell entschlossen, kühner Thaten fähig — ei, das sind Eigenschaften, die Ihre Sympathie erregen, selbst wenn der Träger derselben ein Rinaldo Rinaldini oder Schinderhannes ist, wie viel mehr denn, wenn sie Ihnen in der Persönlichkeit eines Barons, eines wirklichen, echten Barons entgegentreten!

Warf man übrigens einen prüfenden Blick auf den Kreis der hier Versammelten, so konnte man nicht lange darüber im Zweifel sein, daß unter Allen der schon oft erwähnte Hauslehrer, Herr Müller, die bei Weitem hervorragendste Individualität sei, und man fühlte sich um so mehr von seinen glänzenden Eigenschaften angezogen, je weniger er sie zur Schau trug.

Zwar stand er nicht, wie ehedem Herr Schmidt, verlegen an seinen Nägeln kauend, in der Ecke, zwar suchte er nicht, wie ehedem Herr Köcker, in dem Muster des Teppichs die Lösung mathematischer Probleme, zwar bewegte er sich mit Sicherheit und Ungezwungenheit in der Gesellschaft, als gehöre er sowohl seiner Geburt, als seiner geistigen Vorzüge nach zu derselben, und zwar waren dies lauter Dinge, die ihm von Comtesse Hildegard, Fräulein Weinhold und dem Baron von Thalen als eben so viele unverzeihliche Anmaßungen zur Last gelegt wurden; aber wäre er eben nicht der Haus-

lehrer, sondern auch ein Graf oder Baron von so und so gewesen, so glauben wir mit Fräulein Fanny, daß weder diese Damen, noch Herr von Thalen, noch sonst Jemand sein graziöses Benehmen als eine Profanation der heiligen Gebote jener erhabenen Gottheit „Convenienz" bezeichnet hätte. Wir glauben vielmehr, daß sie ihn Alle als einen gebildeten und liebenswürdigen jungen Mann gepriesen hätten, so gut wie sie jetzt, trotzdem, daß sie nur den Hauslehrer in ihm sahen, einräumen mußten, daß er ein auffallend schöner Mann war.

Frau Krause theilte offenbar das Vorurtheil jener nicht; denn sie unterhielt sich gern und lange mit ihm, so oft sich die Gelegenheit darbot, ja, Comtesse Hildegard wollte sogar bemerkt haben, daß die schöne Frau dem jungen Lehrer gegenüber eine sehr übel angebrachte Coquetterie entwickelte, und man kann sich denken, welch' aristokratisches Nasenrümpfen diese Wahrnehmung hervorgerufen hatte.

Doch hören wir, was Herr Krause der Gesellschaft zu erzählen im Begriff steht. Herr Krause, der immer gern und viel sprach, war heute von mehr als gewöhnlicher Redseligkeit und rieb sich gerade jetzt frohlockend die Hände; denn es war ihm geglückt, alle An-

wesenden in einen engen Kreis um sich zu versammeln.

„Ja, ja, Herr Kammerherr," sagte er, eine Bemerkung des Gutsherrn beantwortend, „da haben Sie wahrlich Recht; ein schwieriges Amt, das ich verwalte, ein sehr schwieriges Amt. Weiß der Kuckuk, wie es kommt, aber das Diebsgesindel wird alle Tage frecher und verstockter. Es ist fast ein Ding der Unmöglichkeit, so einen Halunken zum Bekenntniß zu bringen. Ich will Ihnen, meine Damen und Herren, ein Histörchen zum Besten geben, woraus Sie schließen mögen, welchen horriblen Starrsinn ich bei Ausübung meiner Amtspflicht zu bekämpfen habe. Sie haben vielleicht gehört, Herr Kammerherr, daß dem Martin Krohn in Otterndorf neulich Nachts ein Kalb gestohlen wurde?"

„Ja, man hat mir davon erzählt."

„Nun gut. Ich wußte mit völliger Sicherheit, wer den Diebstahl verübt hatte — ein gewisser Instinct sagt mir das jedesmal — das macht die lange Praxis, wissen Sie. Aber ich wußte auch, daß ich es diesmal mit einem ganz desperat halsstarrigen Schurken zu thun hätte. Sie kennen doch den langen Peter Deichmüller?"

„O ja, er ist bei mir im Taglohn gewesen."

„Nun gut. Ich wußte, wie gesagt, daß Peter Deichmüller ein fanatischer Leugner ist, denn ich hatte ihn schon an die zehn Mal vor dem Protocoll gehabt, ohne auch nur das Mindeste aus ihm herauszubringen. „Schon wieder da, Peter Deichmüller?“ redete ich den Kerl barsch an, um ihn gleich von vornherein tüchtig einzuschüchtern, wissen Sie. „Wie Sie sehen, Herr Justizrath,“ gab er mir aber patzig zur Antwort. „Und wahrscheinlich schon wieder völlig unschuldig — he?“ „Es freut mich, daß Sie es selbst sagen, Herr Justizrath.“ „Oho, den Henker auch, das sage ich nicht, Du Hauptspitzbube; Du hast gestern Abend ein Kalb gestohlen.“ „Ei, da sagen Sie mir ja etwas Nagelneues, Herr Justizrath.“ „Wo warst Du gestern Abend um zehn Uhr, Bursche?“ „Ich lag zu Hause in meinem Bett.“ „Und was thatest Du gestern Abend um zehn Uhr?“ „Wenn ich im Bett liege, pflege ich zu schlafen.“ „So? Nun will ich Deinem Gedächtniß zu Hülfe kommen und Dir sagen, wo Du gestern Abend um zehn Uhr warst und was Du thatest. In Otterndorf warst Du; Du bist dort gesehen worden, zwei Zeugen werden es beschwören.“ „Dann werden die zwei Zeugen einen Meineid begehen, Herr Justizrath; denn ich war in Bitterfeld und ging über die Aukoppel nach Hause, als gerade die Sonne im Osten

unterging.“ „Oho, Du Strolch, da hab' ich Dich auf einer Lüge ertappt; die Sonne geht ja gar nicht im Osten unter.“ Und was denken Sie nun, meine Damen und Herren, daß dieser freche Kerl mir zur Antwort gab? Er sah mich trotzig an und sagte, ohne die mindeste Verlegenheit blicken zu lassen: „Gewöhnlich thut sie das nicht, Herr Justizrath, das weiß ich; aber gestern Abends that sie es; ich habe mich höllisch darüber gewundert.“

Alle lachten laut auf; das pfiffige Lächeln des Justizraths aber machte plötzlich einen Purzelbaum. Er starrte Einen nach dem Andern ganz erstaunt und verwirrt an, wurde gleich darauf wieder übermäßig pfiffig und stimmte in das Gelächter mit ein.

„Ha, ha, Sie lachen,“ sagte er, „ja, hm, verwünscht drollig das; aber ich bitte Sie, meine Herren und Damen, was in des Himmels Namen soll man mit einem Inquisiten aufstellen, der so verzweifelt verstockt ist, nicht einmal zugeben zu wollen, daß die Sonne im Westen untergeht? Da hört ja doch wirklich Alles auf; man möchte darüber aus der Haut fahren!“

Man stimmte dem ehrlichen Manne hierin bei, und er fuhr fort:

„Doch das war es eigentlich gar nicht, was ich

Ihnen erzählen wollte — warten Sie — ei — wie kamen wir nur darauf? — Hm — von was sprachen wir denn gleich? — Na, einerlei, was ich Ihnen erzählen wollte — richtig, jetzt weiß ich, es ist etwas sehr Piquantes, was gewiß Ihr Interesse erregen wird. Nur, meine verehrten Damen, dürfen Sie nicht erschrecken. Versprechen Sie mir, nicht zu erschrecken?"

„Ist es denn etwas so gar Schlimmes?" fragte Fräulein Fanny, die schon bei dieser Einleitung erschrak.

„Ja, ja, schlimm genug in der That, mein Fräulein; eigentlich eine höchst fatale Geschichte — sehr fatale Geschichte, — die mir viele Schwulitäten bereiten wird. Hören Sie nur . . ."

Ein Bedienter trat in diesem Augenblick ins Zimmer, verbeugte sich vor dem Hausherrn, und öffnete dann auf einen Wink von diesem die Flügelthür, die in den Eßsaal führte.

„Erzählen Sie uns Ihre Geschichte bei Tisch, lieber Justizrath," sagte Herr von Wieksburg, „die Suppe dürfen wir nicht kalt werden lassen."

Mit der ceremoniösen Galanterie eines alten Höflings bot er der Frau Krause den Arm und führte sie in das Speisezimmer. Ihm folgte der Baron von Thalen mit der Comtesse Hildegard, dann der Justiz-

rath mit Fräulein Fanny. Fräulein Weinhold, welche die Chance berechnet hatte, von dem ihr verhaßten Hauslehrer zu Tische geführt zu werden, hatte sich dieser Gefahr dadurch entzogen, daß sie sich schon früher entfernte. So schloß denn Herr Müller mit seinem Zöglinge, einem lebhaften, hübschen Knaben von zwölf Jahren, den Zug.

Indeß hatte Herr Krause bald über der Krebssuppe, seinem Leibgericht, die angekündigte Mittheilung total vergessen und würde vielleicht nicht wieder darauf zurückgekommen sein, wenn ihn nicht Herr von Wieksburg daran erinnert hätte.

„O, ah, richtig," sagte er, indem er sich mit der Serviette über den Mund fuhr, „meine große Neuigkeit! Ja, wie gesagt, eine horrende Geschichte das — hm, wird Schwulitäten auf Schwulitäten häufen. Denken Sie sich nur, meine Damen und Herren, der abgefeimte Schurke, der Steinbach, wissen Sie, von dem neulich alle Zeitungen voll waren, der Betrüger, Fälscher und Dieb, dieser zweite Cartouche, dieser Cagliostro an Gewandtheit, der vor einiger Zeit auf so wunderbare Weise aus dem Zuchthause in R. entwich, wissen Sie, dieser Allerweltsspitzbube hält sich, wie man vermuthet, in unserer Gegend auf, vielleicht auf Ihrem Grund und Boden, Herr Kammerherr.

Ja, er lauert vielleicht in unserer nächsten Nähe, vielleicht unter unserem eigenen Dache, auf dem Boden, im Keller, im Heuschober versteckt — denn er ist unsichtbar, ungreifbar wie die Luft, er kann sich, wie Proteus in eine Maus, eine Fliege, in Wasser und Feuer verwandeln — haha! — ja, vielleicht, sag' ich, lauert er unter unserem eigenen Dache auf die Gelegenheit, uns zu berauben, uns die Kehlen abzuschneiden und ..." das verschmitzte Lächeln des Justizrathes machte hier einen Salto mortale. „Doch erschrecken Sie nicht, meine Damen," fügte er hinzu, diese ganz confus anglotzend, „oh — haha — so schlimm wird es wohl nicht sein."

„Aber mein Gott, das ist ja entsetzlich!" rief Fanny.

„Sollte — etwas möglich sein!" platzte Fräulein Weinhold heraus; doch, wie über ihre eigenen Worte erschrocken, starrte sie plötzlich in's Leere hinaus mit dem nichtssagenden Ausdruck einer schlechtgemalten Holzpuppe. Es war überhaupt eine Lieblingsmanier der guten Dame, schaudererregende Bemerkungen in die Unterhaltung gleich Bomben in eine belagerte Festung hineinzuschleudern, und dann gleich darauf eine Miene anzunehmen, als sei sie über die Worte eines Andern höchlichst betroffen.

„Wie — was?“ fragte der Justizrath, der wieder die Pfiffigkeit selbst war. „Sie halten etwas für möglich, mein Fräulein?“

Fräulein Weinhold sah ihn mit einem stieren Blick des äußersten Erstaunens an, und erwiederte nach einer Pause:

„Gesagt hab' ich Nichts, Herr Justizrath, und Gedanken sind zollfrei.“

Während dieses kurzen Zwiegesprächs beobachtete der Baron von Thalen seine Tischnachbarin sehr aufmerksam, und als er einen Blick von ihr auffing, ließ er mit einem eigenthümlichen, vielsagenden Ausdruck, seine Augen auf den Hauslehrer hinüberschweifen. Als er sie darauf wieder auf die Comtesse richtete, wandte sie sich mit dem Ausdrucke der äußersten Mißbilligung von ihm ab. „Sie hat mich verstanden,“ sagte er bei sich, „für den Anfang genug.“

Es entstand eine kurze Pause, die Gustav sehr sinnreich dadurch ausfüllte, daß er seine Nase in einen zur Hälfte gespaltenen Kork klemmte, die Hände andächtig über die Brust faltete, und mit einer schrecklichen Augenverdrehung laut ächzend gen Himmel blickte. Alle sahen nach ihm hin. Der Herr von Wieksburg, der Justizrath, Fanny und Frau Krause lachten, Herr Müller verwies ihm in sanfter Weise seine Unart,

und Fräulein Weinhold gab ihre Entrüstung durch die an den Kronleuchter gerichteten Worte: „Gute Erziehung," zu erkennen.

Niemand nahm davon Notiz, nicht einmal der Kronleuchter, und Herr von Wieksburg wandte sich an den Justizrath.

„Sind Ihre Nachrichten in Betreff dieses Steinbach denn auch durchaus zuverlässig?" fragte er.

„Nun, durchaus zuverlässig, Herr Kammerherr — was wäre in dieser Welt ganz zuverlässig — juristisch genommen, wissen Sie. Vortrefflicher Kapaun — meiner Treu — ganz delicat. Ich kann Ihnen nur sagen, daß die Oberbehörde in R. mir mitgetheilt hat, die gewisse Umstände darauf schließen lassen, daß dieser Kapaun — gefährliche Mensch, wollte ich sagen, sich hier in der Gegend aufhält, ja sich — ein wenig Sauce, Fritz — ich danke — sich schon einige Zeit hier aufgehalten hat. Man hat mir die äußerste Wachsamkeit zur Pflicht gemacht; denn — Ihre Köchin hat sich heute wirklich selbst übertroffen, Herr Kammerherr — im Interesse der öffentlichen Sicherheit ist die Habhaftwerdung dieses Verbrechers sehr wichtig, und — wenn ich bitten darf, etwas Compot — meine Gensdarmen sind bereits auf der Vigilanz."

„Wie lange ist es her, daß dieser — wie heißt er nur gleich ...?“

„Steinbach, Ferdinand Steinbach.“

„Daß dieser Steinbach aus dem Zuchthause entwich?“ fragte der Baron.

„Etwas über zwei Monate,“ erwiederte der Justizrath.

Die Augen des Barons und der Comtesse begegneten sich wieder. Die Letztere war auffallend blaß geworden.

„So hab' ich mich also doch nicht in ihren Gefühlen getäuscht,“ sagte der Baron für sich.

„Zwei Monate,“ ertönte es wie ein Grabgeläute aus Fräulein Weinhold's Munde, „das paßt.“

„Sie sagten, mein Fräulein?“ fragte der Justizrath.

„Hab' ich gesprochen?“ fragte ihrerseits Fräulein Weinhold.

„Es kam mir fast so vor — entschuldigen Sie. Vortrefflicher Bordeauxwein das. Aus der alten Quelle geflossen, Herr Kammerherr?“

Ein lautes Geklirre lenkte die Aufmerksamkeit abermals auf Gustav. Er hatte mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, drei Messer, zwei Gabeln, vier Dessertlöffel und einen Salzlöffel

auf zwei Weingläsern als Grundlage in einer höchst verwickelten Zusammenstellung zum Balanciren gebracht, und der ganze künstliche Bau stürzte jetzt zusammen, wobei die Dessertlöffel in eine Assiette mit eingemachten Quitten fielen.

„Herrliche Erziehung," sagte Fräulein Weinhold zu dem Kamin.

„Mache nicht so viele Possen, Gustav," lachte der nachsichtige Vater, „oder ich lasse Dich künftig mit Chasseur und Fripon im Hundestall essen."

Herr Müller beugte sich zu seinem Zöglinge herab und flüsterte ihm leise einen Verweis zu.

„Aber neulich ging es doch mit noch mehr Löffeln," vertheidigte sich Gustav.

„Nun so lasse Dir dieses stolze Bewußtsein genügen und versuche es nicht wieder," entgegnete sein Lehrer.

„Um wieder auf den Verbrecher, den Steinbach zu kommen," hub der Justizrath an, indem er den dritten Kapaunflügel kunstgerecht zerlegte, „er soll von guter Familie sein, hat viel gelernt, ist verteufelt gescheit und gewandt, hat feine Manieren und weiß sich in der besten Gesellschaft geltend zu machen."

„Paßt!" brummte Fräulein Weinhold der Platmenage zu.

„Sie sagten, bestes Fräulein?“ fragte der Justizrath.

„Nichts.“

„Entschuldigen Sie, ich habe mich alsdann wieder geirrt. Und die Fälschungen und Schwindeleien jeder Art, die er verübt hat, übersteigen wirklich, in Anbetracht der dabei entwickelten Schlauheit und Keckheit allen — Portwein, wenn ich bitten darf — ich danke, Fritz — ja, allen Glauben.“

„Da dieser Steinbach,“ sagte der Baron, „seine Gaunerstreiche unter der Maske eines gebildeten Mannes zu verüben pflegt, und wenn er sich wirklich in der hiesigen Gegend aufhält, so halte ich es für nicht unwahrscheinlich, daß er sich bereits irgendwo unter einem falschen Namen, und mittelst gefälschter Papiere als einen solchen einzuführen gewußt hat.“

„Sehr wahrscheinlich,“ entgegnete der Justizrath, „in der That sehr wahrscheinlich.“ —

„Mehr als wahrscheinlich; gewiß,“ flüsterte Fräulein Weinhold einer Wassercaraffe zu.

„Sie beliebten zu äußern, verehrtes Fräulein?“

„Ein für alle Mal, Herr Justizrath, meine Gedanken gehören mir.“

„Oh, hm, sehr verbunden — entschuldigen Sie, wollt' ich sagen — excellent, dieser Elblachs — schmilzt auf der Zunge.“

„Denn," fuhr der Baron fort, „die Gegend bietet ja durchaus keine Schlupfwinkel dar, in welchen er sich Tage, vielleicht Wochen lang verborgen halten könnte; auch muß er nothwendig mit anderen Menschen in Verbindung stehen; wie könnte er sonst das Leben fristen?"

„Sehr richtig bemerkt," sagte der Justizrath, indem er das soeben geleerte Glas hinstellte, und nach Art der Weinkenner mit der Zunge schnalzte, „sehr richtig bemerkt — keine solche Schlupfwinkel — und kann doch nicht von der Luft leben — muß doch essen und trinken — muß mit andern Menschen in Verbindung stehen."

„Erlauben Sie, Herr Baron," sagte Müller, der sich eifrig mit Frau Krause unterhalten, und dem Gespräche nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, seit einigen Minuten aber wahrgenommen hatte, daß ihn der Baron scharf und anhaltend ansah, „erlauben Sie, es giebt doch einen solchen Schlupfwinkel."

„Daß ich nicht wüßte," entgegnete der Baron kalt und gemessen.

Müller's Augen begegneten denen des Barons; er erwiederte fest und stolz dessen Blick.

„Ich meine die Ruine," sagte er mit Nachdruck. Diese Worte brachten eine Wirkung hervor, die, so

wenig augenfällig und schnell vorübergehend sie auch war, dem Scharfblicke des Lehrers nicht entging. Ein leichtes Zucken in den Zügen des Barons, eine plötzliche Röthe auf dessen blassen Wangen verrieth sie ihm. Ein Gedanke, der ihm bis jetzt nur dunkel vorgeschwebt hatte, schien schnell eine bestimmtere Form anzunehmen, während er den Baron noch schärfer in's Auge faßte.

„Nicht wahr, Herr Baron," fuhr er fort, „die Ruine wäre ein vortrefflicher Versteck?"

„Ja, ein ganz famoser Versteck," sagte der Justizrath, „habe schon daran gedacht."

„Sie mag es früher gewesen sein," entgegnete der Baron, sich von dem Hauslehrer abwendend, „aber jetzt, da die Burgverließe völlig unzugänglich sind ...'

„Ja richtig, durchaus unzugänglich," fiel der Justizrath ein, „damit ist es nichts, hab' es gleich gesagt."

Es hatte sich, die Wenigsten wußten wie und warum, der Gesellschaft ein Gefühl von Unbehaglichkeit bemächtigt. Die Unterhaltung stockte, und Niemand schien Lust zu haben, sie wieder anzuknüpfen. Die Erfindungsgabe Gustav's half über die Verlegenheit hinweg. Er hatte dem Mops — dieser gehörte dem Fräulein Weinhold, und erfreute sich ihrer besonderen Gunst — der bettelnd an ihm aufgesprungen war,

eine beträchtliche Quantität Senf um die Schnauze gestrichen, und der unglückliche Pyramus fuhr jetzt wie toll umher, keuchte, schnaubte, nieste, rieb sich die Nase am Fußboden, nieste wieder, drehte sich im Kreise, nieste noch einmal, bekam einen Anfall von Husten, wischte sich mit den Pfoten die Schnauze ab, nieste abermals, kurz, er zeigte alle Symptome eines beginnenden Wahnsinns, worüber sich der Knabe höchlichst ergötzte, Fräulein Weinhold aber in einen Paroxysmus von Wuth gerieth.

„Das ist empörend," wandte sie sich zornig an den Hauslehrer, „Sie bringen das Thier um, Herr Müller."

„Nein, Müller hat es gar nicht gethan," rief Gustav, diesen in Schutz nehmend, „ich hab' es gethan."

„Daß Herr Müller so etwas nicht thut, Mosjö," sagte sein Vater, „das wissen wir; aber Du sollst es auch nicht thun."

Herr von Wieksburg hatte sich alle Mühe gegeben, sehr ernst und strenge zu scheinen; als aber Pyramus noch sechs Mal nach einander nieste, konnte er das Lachen nicht verbeißen, und die Andern stimmten mit ein, während Fräulein Weinhold dem

geräucherten Elblachs ein vernichtendes: „Wundervolle Erziehung,“ zuschleuderte.

„Sie scheinen bei Ihrer Nachbarin zur Rechten nicht sehr in Gunst zu stehen, Herr Müller,“ sagte Frau Krause mit einem süßen Lächeln, welches die tröstliche Versicherung auszudrücken schien, daß nicht Alle eine gleich ungerechtfertigte Abneigung hegten.

„Sie haben Recht, gnädige Frau,“ entgegnete Müller, „und mit Max im Freischütz könnte ich fragen:

Für welche Schuld muß ich bezahlen,
Was weiht dem Mißgeschick mein Haupt?

denn meines Wissens hab' ich der vortrefflichen Dame nie etwas zu Leide gethan.“

„Wenn Sie indeß fragen würden: Für wessen Schuld muß ich bezahlen, so könnte man Ihnen antworten: Für die Ihres Schülers.“

Ach nein; Gustav ist nur der Conductor, in dem sich Ihr Zorn gleich einem elektrischen Fluidum concentrirt, und von dem er, wie Sie bemerkt haben werden, in sprühenden Funken auf alle lebenden und leblosen Gegenstände in Ihrer Nähe überschlägt.“

„Wenn Sie aber den Conductor isolirten, wie es, glaub' ich, heißt; ich meine, wenn Sie Ihrem Zöglinge die Aeußerungen seiner gar zu großen Lebhaftigkeit untersagten?“

„Wäre das nicht hart und unbillig, gnädige Frau? Ist diese Lebhaftigkeit bei einem Knaben nicht ganz natürlich, wenn sie auch manchmal lästig ist? Und ist es gestattet, die freie Aeußerung der Natur ganz zu unterdrücken? Hat nicht jedes Alter seine Berechtigung, und wäre es nicht eben so verkehrt, von einem Kinde den Ernst der Erwachsenen zu fordern, als wenn man uns zumuthen wollte, mit dem Ungestüm der Kinder Haschemännchen, oder Schneider, leih' mir die Scheer', zu spielen?"

„Oder: wie gefällt Dir Dein Nachbar," sagte Frau Krause schalkhaft.

„O, wenn eine freundlich gesinnte Fee diese Frage an mich stellte, so würde ich es mir als eine hohe Gunst erbitten, mich recht oft an der Seite meiner schönen Nachbarin zur Linken zu sehen."

„Die Fee würde Ihnen jedoch sagen, daß ihre Frage nur in Betreff der Nachbarin zur Rechten gestellt sei," sagte der schöne Mund der Frau Krause; ihre schönen Augen sagten etwas Anderes.

„Apropos, meine Herren," hub Herr von Wieksburg an, „haben Sie schon von dem heutigen Abenteuer meiner jungen Damen gehört?"

Müller sah nach Comtesse Hildegard und Fräulein

Fanny hinüber, diese senkte erröthend den Kopf, jene biß sich ein wenig auf die Lippe.

„Sie sind von einem weißen Hirsch in die Flucht geschlagen worden," lachte Herr von Wieksburg.

„Von einem weißen Hirsch?" fragte verwundert der Baron. „Sie werden sich getäuscht haben, meine Damen."

Meine Damen gaben keine Antwort.

„Keineswegs, Herr Baron," nahm Müller für sie das Wort, „auch ich habe den weißen Hirsch gesehen."

Comtesse Hildegard und Fräulein Fanny starrten den Sprecher erstaunt an. Die Comtesse biß sich jetzt recht tüchtig auf die Lippen; um Fanny's Mund aber schwebte ein eigenthümliches Lächeln, welches so viel sagte wie: „Da haben wir's."

„Und wo haben Sie den weißen Hirsch gesehen, wenn ich fragen darf?" sagte der Baron.

„Bei der Ruine."

Diesmal senkte der Baron verwirrt die Augen vor dem forschend auf ihn gerichteten Blick des Hauslehrers; er wandte sich mit einer aus der Luft gegriffenen Bemerkung an die Comtesse, und nahm von nun an fast keinen Theil an der Unterhaltung.

„Der weiße Hirsch, Herr Kammerherr," fuhr Müller fort, „ist jedenfalls eine seltene Erscheinung

und Ihrer vollen Aufmerksamkeit würdig. Wie mir der Förster sagt, ist in den umliegenden Waldungen auf viele Meilen hinaus seit Menschengedenken kein weißer Hirsch gesehen worden, und nur der Thiergarten des Grafen Hohenfels zählt einige wenige. Unser Gast hat also eine ungewöhnlich weite Reise unternommen, um sich an den Sehenswürdigkeiten der hiesigen Gegend zu erfreuen; denn jener Thiergarten ist volle zwanzig Stunden von hier entfernt. Er ist, so viel ich sehen konnte, ein Sechzehnender, und trägt ein ausnehmend schönes Geweih, das eine Zierde Ihrer Sammlung sein würde. Könnten Sie nicht Lust haben, ein Treibjagen zu halten, um den Burschen zu lehren, sich gegen Damen höflicher zu benehmen?"

„Ja, in der That, wenn sich die Sache so verhält. Ich muß offen gestehen, daß ich — verzeiht, liebe Kinder — an der Geschichte ein wenig zweifelte; indeß, wenn Sie den Hirsch gesehen haben, Herr Müller . . ."

„Zuverlässig, Herr Kammerherr, ich war ihm ganz nahe."

„Nun, da soll Robert gleich Morgen in der Frühe nach ihm ausschauen, und wenn er nicht schon weiter gereist ist, könnten wir morgen Nachmittag eine Jagd

halten, wozu ich Sie freundlichst einlade, Herr Baron, und Sie, lieber Justizrath."

„Herr Müller ist wirklich ein recht liebenswürdiger Mann," flüsterte Frau Krause der Comtesse zu, als man sich nach aufgehobener Tafel wieder in den Gartensalon begeben hatte.

„In meinen Augen nicht," entgegnete die Comtesse übelgelaunt.

„Aber Sie werden mir doch einräumen, daß er etwas Distinguirtes hat, etwas Vornehmes, kurz, Etwas, das man bei jungen Männern seines Standes selten trifft."

„Verzeihen Sie, Frau Krause, daß ich auf Ihre Lobsprüche nicht eingehe. Ich halte es für voreilig, auf den bloßen Schein hin ein Urtheil zu fällen. Sie waren auf einige Tage verreist? Nach St., wie ich höre?

„Ja," entgegnete Frau Krause zerstreut. „Was mag die stolze Comtesse nur haben?" sagte sie für sich.

„Auf einen Augenblick, Herr Müller," flüsterte Herr von Wieksburg diesem zu und zog ihn in eine Fenstervertiefung. Was Sie da mit einander sprachen, ist ein Geheimniß geblieben. Nur daß das Wort Maikäfer öfters in ihrem leise geführten Gespräche

vorkam, können wir mit Bestimmtheit behaupten, so wie, daß Beide schließlich herzlich lachten.

Nach Art der Hauslehrer zog sich Müller gleich nach dem Kaffee zurück, und begab sich mit seinem Zöglinge auf sein Zimmer.

4.

„Was hast Du dem Fräulein nun schon wieder für einen Possen gespielt?“ fragte Müller seinen Schüler, als Abends für diesen die Stunde des Zubettegehens gekommen war. „Sie hat die ganze vorige Nacht kein Auge geschlossen.“

„Ich habe ihr einen Kasten mit Maikäfern unter das Bett gestellt,“ entgegnete Gustav mit ebenso lobenswerther Offenheit als tadelnswerther Schadenfreude.

„Höre, mein Junge, was ich Dir sagen will. Daß Du den Kopf voller Thorheiten hast, will ich nicht gerade strenge tadeln, da Du noch so gar naß hinter den Ohren bist ...“

„Was?“ rief Gustav und fuhr sich mit beiden Händen hinter die Ohren.

„Weil Du noch ein sehr unentwickeltes Individuum bist, meine ich, ein blanc-bec.“

„Ist das was Schlimmes ein blanker Beck?“

„Es ist nicht gerade etwas Schlimmes; es ist etwas, wovon man sogar die gegründete Hoffnung hegen darf, daß es mit der Zeit vernünftig und gesetzt werden kann. Daß Du nun, wie gesagt, als noch in diesem primitiven Zustande befindlich, einige Albernheiten begehst, finde ich begreiflich, und will es nicht strenge rügen; aber zwei Dinge mußt Du respectiren, Gustav, das Alter und das weibliche Geschlecht. Gegen das Fräulein darfst Du nie wieder solche Streiche verüben.“

„Aber sie ist so schrecklich eklig. Papa kann sie auch nicht ausstehen, das weiß ich, und Fanny auch nicht, überhaupt Niemand von uns Allen, und Du auch nicht, Müller.“

„Das bildest Du Dir nur ein.“

„O — oho! ich habe recht gut gehört, was Papa neulich ganz leise zu Hildegard sagte, die Weinhold sei eine alte Spinne.“

„Alsdann hast Du Dich auch noch des Vergehens des Horchens schuldig gemacht.“

„Darf man denn nicht horchen?“

„Nein, das thun nur die Bedienten und neugierige alte Weiber.“

„Dann thut es die Weinhold gewiß auch, denn neugierig ist sie, wie ..."

„Nun schweige endlich still und höre, was ich Dir sagen will. Für's Erste sollst Du Fräulein Weinhold nie wieder einen Schabernack spielen. Ich wünsche es, ich bitte Dich darum. Versprichst Du es mir?"

„Wenn Du mich darum bittest, Müller, ja; meine Hand darauf." Und Gustav ergriff mit seiner linken Hand die rechte seines Lehrers und schlug mit seiner eigenen rechten so derb hinein, daß es tüchtig klatschte.

„Für's Zweite mußt Du sie um Verzeihung bitten, Gustav."

„Ah! ist das nothwendig?"

„Ja, ich wünsche es."

„Gut, ich will es morgen thun; aber es ist recht eklig."

„Es ist durchaus nicht eklig, ein begangenes Unrecht einzugestehen und dafür Abbitte zu thun. Und nun in's Bett, Hanswurst. Rechts um! Kehrt!"

Gustav machte in militärischer Weise Kehrt, marschirte mit einem: „Gute Nacht, Herr Hauptmann," durch's Zimmer und verschwand durch die Thür. Müller sah ihm lachend nach, nahm nach einer Weile eine Cigarre aus seinem Etui und wollte sie anzünden, als Gustav wieder erschien, und zwar in puris natu-

ralibus, auf einem Spazierstock reitend, einen Stiefelknecht als Säbel schwingend und sein Nachtcamisol in einen Turban zusammengerollt als Kopfbedeckung. In diesem geschmackvollen, aber ziemlich mangelhaften Costüm galopirte er laut jubelnd im Zimmer umher, bis ihn sein Lehrer nach einer tollen, lärmenden Jagd am linken Arm und am rechten Bein erwischte, in seine Schlafstube trug und dort sammt Spazierstock und Stiefelknecht kopfüber in's Bett warf. Darauf kehrte Müller in seine Wohnstube zurück, stellte sich dicht vor den Ofen, donnerte diesem in Fräulein Weinhold's Manier ein haarsträubendes: „Wundervolle Erziehung!" zu, warf sich dann in einen Lehnsessel und lachte, bis ihm die Thränen in den Augen standen.

Wir wissen nicht, wie lange Müller's Lachen gedauert hätte, wenn es nicht plötzlich durch ein bedächtiges, feierliches Pochen an die Thür unterbrochen worden wäre. Auf sein „Herein" trat ein Mann in's Zimmer, den wir etwas genauer beschreiben müssen.

Der Haushofmeister Treumann war ein kleiner und dürrer alter Mann mit schneeweißem Haar und langem weißem Bart. Sein Kopf, der ein wenig auf die Seite geneigt war, hatte eine eigenthümliche, eckige Form, und sein runzeliges Gesicht einen räthselhaften Ausdruck, der unwillkürlich die Aufmerksamkeit des Beobachters fesselte.

Man hätte denken können, der alte Mann trage sich fortwährend mit den allerseltsamsten Geheimnissen; denn seine tiefliegenden, kleinen, lebhaften, von buschigen Brauen überragten Augen schienen unaufhörlich zu sagen: „Könntet ihr in meiner Seele lesen, so würdet ihr gar wundersame Dinge erfahren, von denen ihr euch nie habt träumen lassen," während zugleich ein gewisser Zug um seinen zusammengekniffenen Mund anzudeuten schien: „Das könnt ihr jedoch nicht, und ich weiß zu schweigen."

In seiner Gesellschaft fühlte Jeder, der eine Spur von Neugierde besaß, in sich ein Verlangen, jenem ähnlich, welches viele Leute empfinden, wenn sie einen alten bestaubten Folianten zur Hand nehmen, dessen Inhalt ihnen unbekannt ist; und da zugleich des Haushofmeisters Aeußeres und Benehmen etwas Ehrfurchtgebietendes und Zutrauenerweckendes hatte, was zu verbürgen schien, daß, was er sagte, stets auch seine feste Ueberzeugung, nie aber eine wissentliche Unwahrheit sei, so war es sehr natürlich, daß Viele, die sich zu dem Dunklen, Unerklärlichen und Uebernatürlichen hingezogen fühlten, für den alten Treumann eine sympathetische Zuneigung empfanden und ihn oft eifrig drängten, sie in die Mysterien einzuweihen, über die er, wie sie nicht zweifelten, unablässig grübelte.

Es war aber nicht leicht, ihn zum Sprechen zu bringen; denn seine wunderbaren Thesen und paradoxen Behauptungen hatten ihn nicht selten dem Gespötte und Gelächter derjenigen bloßgestellt, die seiner subtilen Diagnose unzugänglich waren. Das aber hatte den alten Mann bitter gekränkt und ihn mißtrauisch und in seinem Umgange wählerisch gemacht. Dem Hauslehrer jedoch schloß er sich gleich am ersten Tage in auffallender Weise an, ein Umstand, der jenen in den Augen der Dienstboten sehr hob; denn Treumann stand bei ihnen in hohem Ansehen, und Derjenige, dem er so viel Wohlwollen und Vertrauen erwies, mußte nothwendig weit über dem Gewöhnlichen stehen.

Oft besuchte der alte Treumann den Informator Abends auf dessen Zimmer und verweilte bis tief in die Nacht hinein bei ihm. Was sie da mit einander besprachen und verhandelten, war ein Geheimniß, welches zu durchdringen Mancher sehnlich wünschte. „Es steckt was dahinter," flüsterte Fritz, der Bediente, dem Stubenmädchen Jette zu, „für Nichts und wieder Nichts sitzen die beiden gescheiten Leute nicht halbe Nächte beisammen." Daß er am vorhergehenden Abend in bloßen Socken vor die Thür des Herrn Müller geschlichen, um dort zu horchen, verschwieg er, sowie auch, daß er hiebei von dem Kutscher Johann ertappt wurde,

der in gleicher Absicht dahin gekommen war, was er ihm aber natürlich um keinen Preis zugestehen wollte. Es hatte sich jedoch auch bereits Jungfer Jette im Stillen vorgenommen, bei nächster Gelegenheit ihre Geschicklichkeit im Horchen zu erproben.

Man war unerschöpflich in Vermuthungen und verstieg sich zu sehr gewagten Folgerungen, ohne der wichtigen Sache auch nur einigermaßen auf die Spur zu kommen. Nur das war Jedem unzweifelhaft, daß es der Lehrer verstanden habe, die Riegel und Schlösser zu beseitigen, die jedem Anderen den Zutritt zu den geheimnißvollen Räumen verschlossen, in welche sich das tiefe, mysteriöse Wissen des Haushofmeisters vor den profanen Blicken der Welt zurückgezogen hatte. Und so war es auch. Müller las in der Seele des alten Mannes, wie in einem offenen Buche, und er fand einen eigenen Genuß darin, den ganzen, staunenswerthen, chaotischen Wust von Nekromantie, Astrologie, Gastromantie, Geomantie und wie sie alle heißen, diese metaphysischen Räthsel, sowie die tausend und aber tausend Mysterien des Magnetismus und Somnambulismus, der Kabbala und Magie zu durchstöbern, die in buntester Mannigfaltigkeit in dem Gehirn des alten Treumann aufgespeichert lagen.

Besonders ergötzlich war es für Müller, mit sei-

nem abendlichen Gaste ein Gespräch über die Seelenwanderung anzuknüpfen, ein Gegenstand, über welchen sich Treumann mit besonderer Vorliebe ausließ, und über welchen er die abenteuerlichsten Ansichten hegte. Er sprach nicht nur von einem künftigen Leben mit einer Detailkenntniß, die Swedenborg und Jung Stilling beschämt haben würde, sondern auch noch von einer langen Reihe von früheren Entwickelungsstufen durch das gesammte Thierreich hindurch, als habe er als Hase, Rehbock, Eule und Fledermaus Tagebücher geführt, die er jeden beliebigen Augenblick nachschlagen könne.

Man sage nicht voreilig, daß Treumann auf diese Weise ein Tollhäusler war. Swedenborg und Jung Stilling, Justinus Kerner und Mesner und so viele andere Verbreiter mystischer Lehren waren keine Tollhäusler; sie meinten es dazu gewiß ehrlich. Und betrog auch Cagliostro, so waren doch die Vielen keine Tollhäusler, denen er weißmachte, er habe mit Cleopatra und Antonius dinirt, habe bei der Zusammenkunft des Richard Löwenherz mit Sultan Saladin den Ceremonienmeister gemacht, habe bei dem Concil in Constanz den versammelten Fürsten und Prälaten in einer zweistündigen Rede die Wahrheit gesagt und zu gleicher Zeit auf Ceylon mit dem König Wundu-

Kabatschu Elephanten gejagt und nebenbei noch den Kaiser von Marokko zur Ader gelassen. Man kann von einer Monomanie befallen oder sehr leichtgläubig und dennoch ein ganz vernünftiger Mensch sein. Treumann war das Eine wie das Andere, und wenn sich auch Müller an seinen Ungereimtheiten nicht selten belustigte, so ist damit noch nicht erwiesen, daß er ihm nicht von Herzen gut war und ihm alle Achtung zollte.

Treumann war mit einer tiefen, ceremoniösen Verbeugung in's Zimmer getreten und stand jetzt ehrerbietig neben der Thür.

„Komme ich vielleicht ungelegen?" fragte er etwas schüchtern, als er die Aufgeregtheit des Informators bemerkte.

„Mit nichten, lieber Treumann," entgegnete Müller herzlich, „ich erwartete Sie schon früher."

„Verzeihen Sie, Herr . . ."

„Müller," fiel der Lehrer schnell ein.

„Verzeihen Sie, Herr Müller — den Namen ..."

„Ja, ja, gegen den haben Sie eine Aversion, wie es scheint."

„Bitte tausend Mal um Verzeihung, Herr Müller, zürnen Sie nicht, ich werde mich befleißigen . . ."

„Schon gut, schon gut, alter Freund. Warum kommen Sie so spät?"

„Hatte Patienten, Herr Müller," entgegnete Treumann mit einem vielsagenden Augenzwinkern.

„Ei, ei, schon wieder. Fürchten Sie denn gar nicht, wegen Quacksalberei verklagt, verfolgt, verurtheilt und bestraft zu werden? Die medicinische Facultät in R. versteht keinen Spaß, wie ich höre."

„Meine Mittel sind so unschädlich, wie wirksam," sagte der alte Mann mit rührender Naivität, „und das ist mehr, als man den Decocten und Mixturen unserer Aerzte nachrühmen kann. Ich glaube wirklich mehr Leute geheilt zu haben, als der Herr Districtsarzt mit seiner ganzen Apotheke. Doch das soll kein Tadel gegen den sehr honneten Mann sein; er weiß es eben nicht besser, Herr Müller."

„Nun, ich stelle mich keineswegs auf Seite der medicinischen Facultät und noch weniger auf die des Districtsarztes. Ich glaube gern, daß sie alle Kinder der Finsterniß sind, während ich von Ihren umfassenden Kenntnissen, bester Treumann, eine sehr hohe Meinung hege. Was fehlt denn Ihren Patienten? Doch nein, das ist eine indiscrete Frage; die Geheimnisse der Herren Heilkünstler soll man achten, wie die der Beichte."

„O, es ist kein Geheimniß, durchaus nicht. Die alte Margreth, die Köchin, leidet an heftigem Zahnschmerz."

„Und darf man wissen, was Sie ihr verordnet haben?“

Treumann nahm eine Miene an, als stehe er im Begriff, die ganze Weisheit der alten Chaldäer zu offenbaren.

„Ich hab' ihr ein oft bewährtes, ein untrügliches Mittel verordnet, Herr Müller. Eigentlich soll man es nur dem Leidenden selbst sagen, doch mit Ihnen darf ich wohl eine Ausnahme machen. Es besteht in Folgendem: Der Patient stellt sich dicht an einen Ameisenhaufen, kaut mit den Zähnen, die ihm eben weh thun, eine schwarze Brodrinde, spukt diese sodann in den Ameisenhaufen und geht stillschweigend davon. Wie die Ameisen die Brodrinde verzehren, verliert sich der Zahnschmerz.“

„In der That ein sehr unschädliches Mittel,“ sagte Müller, der Mühe hatte, seinen Ernst zu bewahren. „Bekommen nun wohl die Ameisen den Zahnschmerz?“

„Sehr möglich, doch weiß ich es nicht.“

„Und das Mittel hilft wirklich?“

„Zuverlässig, Herr Müller. Sollten Sie selbst einmal in den Fall kommen ..“

„Dann werde ich es versuchen, verlassen Sie sich darauf. Und der andere Patient ...?“

„Ist der Gärtnerbursche, der kleine dicke Theodor. Er hat, wie Sie vielleicht bemerkt haben, ein Geschwür an der Backe."

„Ja, ich habe bemerkt, daß er auf der linken Seite des Gesichts aussieht, wie eine angefaulte Gurke."

„Ganz richtig. An dem armen Teufel hat der Districtsarzt seit drei Monaten herumcurirt. Und was haben ihm nun alle Pflaster, Salben, Kräuterkissen und Blutigel geholfen? Ach, du lieber Himmel, gar nichts! Heute kam er nun zu mir — ich wußte, daß er kommen würde."

„Und was haben Sie ihm verordnet?"

Treumann neigte den Kopf noch mehr auf die Seite, strich sich mit der Hand über den Bart und sah sich im Zimmer um, als fürchte er, behorcht zu werden. Dann begann er in einem leisen, flüsternden Tone:

„Das Mittel ist Folgendes: Man nimmt aus einem Schwalbennest ein Ei, kocht es hart und legt es wieder in das Nest. Die Schwalbe aber ist ein sehr kluges Thier und weiß mehr von den Geheimnissen der Natur, als wir Menschen, die wir in dem Wahne stehen, als seien wir die allein mit Vernunft begabten Wesen, es in unserem thörichten Dünkel einräumen wollen. Nach drei Tagen findet man in dem Nest ein Würzelchen, welches die Schwalbe gesucht und ge-

bracht hat; denn sie weiß, daß es das Ei wieder weich macht."

„Wie? das Ei wird ..."

„Es wird wieder weich und zum Ausbrüten geeignet; so ist es. Das Würzelchen thut nun der Patient in einen Beutel von strohgelbem Kattun und bindet diesen an einem Freitag bei abnehmendem Monde um den linken Arm. Sofort schwindet die Geschwulst. Es ist gerade jetzt der Mond im Abnehmen, und der arme Theodor wird bald hergestellt sein."

„Was Sie da sagen, lieber Treumann, ist wirklich höchst merkwürdig," entgegnete Müller, sich mit einer verzweifelten Anstrengung, das Lachen zu unterdrücken, auf die Lippe beißend. „Doch apropos, da wir gerade von Schwalben reden; wenn ich nicht irre, sagten Sie mir neulich, daß Ihre Seele in einer früheren Entwicklungsperiode in einer Schwalbe gesteckt habe. Erinnern Sie sich dieses Zustandes noch deutlich, und stammt Ihre Kenntniß jener Wurzel etwa aus Ihrem Schwalbenleben?"

„Ich glaube das wohl, Herr Müller," entgegnete der Haushofmeister, in dessen alten, runzeligen Gesicht man vergeblich nach der allermindesten Aehnlichkeit mit einer Schwalbe gesucht hätte; „aber wir kommen da auf ein weitläufiges Thema."

„Nun, wir haben ja Zeit genug zum Plaudern. Kommen Sie, setzen Sie sich, lieber Treumann, nehmen Sie den Lehnstuhl dort.“

„Wenn ich Ihnen wirklich nicht lästig werde, Herr Müller,“ sagte Treumann zögernd.

„O gewiß nicht; machen Sie keine Umstände, ich bitte Sie.“

„Sie sind sehr gütig, Herr ...“

„Müller.“

„Sehr gütig, Herr Müller.“

Der alte Mann ließ sich mit der respectvollen Zurückhaltung, wie sie nur ein Untergebener gegen seinen Herrn zu zeigen pflegt, auf den Stuhl nieder, und zwar so, daß er auf der äußersten Kante zu sitzen kam.

„Sie waren also einst eine Schwalbe, lieber Treumann?“ lenkte der Hauslehrer mit großem Ernst wieder ein.

„Wenn ich nicht wüßte, daß Sie an die Seelenwanderung glauben, Herr Müller, fest und unerschütterlich glauben ...“

„So würden Sie nicht darüber sprechen, alter Freund, und sie thäten recht. Ueber gewisse Dinge kann man nicht streiten, entweder glauben die Leute daran, oder sie glauben nicht daran; und in beiden Fällen ist jede Argumentation völlig überflüssig. In

mir werden Sie einen folgsamen Schüler finden, wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollen, mich in Ihre tiefen Geheimnisse einzuweihen."

„Sehr gern, Herr Müller; aber sie überschätzen mein geringes Wissen. Lesen Sie den Peter von Albano, den Pictorius von Villingen, den Gerhard von Cremona, den Nettesheim, das Buch Arbatel und vor Allem den Albertus Magnus und den Hermes Trismegistus; Sie werden aus diesen lauteren und klaren Quellen mehr Weisheit schöpfen, als mein altersschwacher Kopf umfaßt."

„Ich werde Ihren Rath befolgen; jedoch hat der mündliche Vortrag vor dem todten Buchstaben manchen Vorzug, und Sie dürfen mir daher Ihren Beistand nicht versagen. So liegt mir zum Beispiel gerade jetzt etwas im Sinn, worüber ich Ihre Meinung hören möchte."

„Ich stehe ganz zu Befehl, Herr ..."

„Mehrere Nächte nach einander ängstigt mich ein und derselbe Traum. Ich sehe eine große Heerde Kühe."

„Hm, Kühe," sagte der Haushofmeister und legte wieder den Kopf auf die Seite, „Kühe im Traum sehen bedeutet sonst in der Hoffnung sein, wenn nämlich eine Frau ..."

„Hilf, Himmel! diese Bedeutung kann der Traum doch für mich unmöglich haben; Gott steh' mir bei! Nein, lieber Treumann, fort mit diesem schaudererregenden Gedanken! Auch will mich bedünken, daß der Traum überhaupt keine Vorbedeutung ist, sondern vielmehr eine Reminiscenz aus uralten Zeiten. Es ist mir gerade, als ob ich schon Erlebtes im Traum wieder durchlebte. Die Kühe verfolgen mich, holen mich ein, umringen mich, ich kann mich nicht gegen sie vertheidigen, werde von ihnen getreten, mit den Hörnern gestoßen; kurz, sie bringen mich um."

Der Haushofmeister sah den Lehrer einige Augenblicke unter den buschigen Brauen hervor scharf und sinnend an.

„Das ist allerdings eine Reminiscenz aus alten Zeiten," sagte er; „kein Zweifel, Sie sind einmal ein Hund gewesen."

„Ganz meine Idee, und es freut mich, sie von Ihnen bestätigt zu sehen. Ich glaube sogar behaupten zu dürfen, daß ich ein Teckel war, einem Revierjäger gehörte und auf den Namen „Wacker" ging."

„Und Sie sind einmal in eine Heerde Kühe gerathen und in der beschriebenen Weise um's Leben gekommen; nichts ist gewisser. Uebrigens sehe ich nun, daß ich

mich doch geirrt habe; denn ich hielt mich für überzeugt, daß Sie ein Windspiel gewesen wären."

Ein unwillkürlicher Lachreiz, der sich nicht bewältigen ließ, zwang Müller sich zu erheben, und dem Haushofmeister den Rücken zu kehren. Er trat an's Fenster, stützte den Arm auf den Fensterrahmen und den Kopf in die Hand und mochte über seine Erlebnisse als Teckel, sowie sein beklagenswerthes Ende nachsinnen. Er hatte sich bald so weit gefaßt, daß er sich Jenem wieder zuwenden konnte; es schien ihm jedoch nicht räthlich, das Gespräch über dieses Thema fortzusetzen. Treumann war in demselben Augenblick aufgestanden, als der Lehrer sich erhob, und stand in demuthsvoller Haltung vor diesem.

„Sie sollen mir morgen Ihren Trismegistus leihen, lieber Treumann," sagte der Hauslehrer, „und auch den Albertus Magnus, und wir wollen über alle diese Dinge noch öfter mit einander plaudern; denn sie interessiren mich lebhaft. Aber heute Abend wollten Sie mir von dem Oheim der Comtesse Hildegard und seinem Testamente erzählen. Sie versprachen es mir gestern, und ich halte Sie beim Wort."

„Zu Befehl, Herr Müller."

„Nun, so nehmen sie Ihren Platz wieder ein. Ich

werde eine Cigarre rauchen, während Sie erzählen. Sie rauchen nicht?"

„Nein, Herr Müller, und wenn auch . . hier . ."

„Ei, Sie würden sich doch nicht geniren, hoffe ich."

Müller zündete seine Cigarre an, und Beide nahmen Platz. Der Haushofmeister strich sich über den Bart, räusperte sich und erzählte, was der Leser im folgenden Kapitel finden wird.

5.

„Da Sie es wünschen, Herr Müller," hub der Haushofmeister an, „will ich Ihnen Alles mittheilen, was ich von dem Herrn Oheim der gnädigen Comtesse weiß; es ist indeß sehr lückenhaft; denn manche Umstände aus seinem früheren Leben konnte ich trotz aller Bemühungen — ich bin ja nun einmal so eine Art lebende Familienchronik — nie genau erfahren, und andere wurden mir in einer Weise mitgetheilt, die nur zu sehr die individuelle Auffassung des Erzählers verrieth. Sollten Sie daher in meinem Berichte einige Uebertreibungen oder Entstellungen argwöhnen . . ."

„So weiß ich, daß sie jedenfalls nicht von Ihnen

herrühren, bester Treumann, der Sie in facto die Wahrheitsliebe selbst sind."

„Sehr gütig, Herr Müller. Ich will also meine Erzählung beginnen. Als ich in den Dienst des Herrn Obersten Almerode trat, war er schon weit in den vierziger Jahren; aber noch immer ein sehr schöner Mann. Er besaß dazu eine ungewöhnliche Körperkraft, war äußerst gewandt, ein Meister in allen ritterlichen Uebungen. Es war leicht zu glauben, was man von ihm berichtete, daß er in seiner Jugend in der Hauptstadt für den Adonis seiner Zeit galt und, wenn er sich zu Pferde in seiner prachtvollen Husarenuniform zeigte, die schmachtenden Blicke aller Frauen auf sich zog.

„Ueber seine geistigen Fähigkeiten sollte ich mir zwar kein Urtheil anmaßen; aber gewiß ist es, daß ich selten einen Mann von so hellem Verstande, so treffendem Witz und so mannigfaltigen Talenten kennen gelernt habe, wie den Herrn Obersten; auch besaß er nach dem Dafürhalten solcher, die es besser zu beurtheilen verstanden, sehr umfassende Kenntnisse. Rechnen Sie dazu noch seine hohe Geburt und ein sehr beträchtliches Vermögen, so werden Sie zugestehen, daß wohl wenige Menschen von der Natur mit so vielen Vorzügen ausgestattet wurden, und vom blinden Glück

eine so reiche Spende an äußeren Annehmlichkeiten empfingen, als dies mit dem Obersten der Fall war. Es stand ihm in der That Alles offen, was das gesellige Leben bieten kann; die höchsten Ehrenstellen in der Armee und bei Hofe, die schmeichelhaftesten Auszeichnungen jeder Art waren ihm sicher, und unter den reichsten Erbinnen des Landes schien er die Wahl zu haben.

Neben so vielen beneidenswerthen Vorzügen besaß jedoch — wie ich der Wahrheit gemäß gestehen muß — der Herr Oberst Eigenschaften, die jene fast gänzlich in den Schatten stellten. Er war herrisch und hochfahrend und ließ sich bei den unbedeutendsten Anlässen zu bedauernswerthen Gewaltthätigkeiten hinreißen. Der Zwang geselliger Formen war ihm unerträglich, Rücksichten, die er Anderen schuldig war, galten ihm nichts, und solche, die er sich selber schuldig war, wo möglich noch weniger. Seine Verwandten und besten Freunde kränkte er durch sein stolzes, heftiges Wesen, mit den Officieren des Cavallerie-Regiments, welches er commandirte, stellte er sich auf einen so gespannten Fuß, und reizte überhaupt seine sämmtlichen Untergebenen durch sein barsches Auftreten so sehr, daß er zuletzt in eine kriegsgerichtliche Untersuchung verwickelt und mit der seiner Charge entsprechenden Pension entlassen wurde.

Der Oberst aber, der sich ungerecht behandelt glaubte, schlug in seiner Entrüstung hierüber die Pension aus, und da er um diese Zeit sein väterliches Erbe fast gänzlich durchgebracht hatte, lebte er einige Jahre in sehr dürftigen Umständen."

„Ich meine doch gehört zu haben," sagte Müller, „daß sein alter wunderlicher Kauz von Oheim, der reiche General Falkenberg, sich seiner annahm."

„Damals nicht mehr, Herr Müller," entgegnete der Haushofmeister. „Der Herr Oberst hatte sich schon früher mit seinem Oheim, dem General, dermaßen überworfen, daß der alte Herr ihm das Haus verbot. Zwar suchte sich der Oberst während der letzten Krankheit des Generals diesem wieder zu nähern; aber der Bruch war unheilbar. Der steinreiche alte Mann hinterließ einem fernstehenden Verwandten, der gleichfalls arm und hülfsbedürftig war und gewiß auf ein solches Glück nie gehofft hatte, sein ganzes Vermögen."

„Ah, jetzt entsinne ich mich dessen. Enthielt nicht das Testament des alten Querkopfs eine besondere, den Obersten betreffende Clausel?

„So war es, Herr Müller. Er vermachte seinem Neffen eine Spieluhr, die nur ein einziges Stück spielte, und dieses war: O, du lieber Augustin, Alles ist hin!"

„Pfui, mit einer solchen abscheulichen Ironie aus

dem Leben zu scheiden! Ich hoffe, daß er vom höllischen Tribunal dazu verurtheilt worden ist, zwei tausend Jahre hindurch, zwanzig Mal in jeder Stunde auf einem infernalischen Dudelsack mit rothglühendem Mundstück sein O du lieber Augustin in ohrenzerreißenden Dissonanzen zu pfeifen."

„Allerdings war es eine bittere Ironie," sagte der Haushofmeister, „um so bitterer, als der Vorname des Obersten Augustin war!

„Ah, comble de malheur! Aber wie kann man auch Augustin heißen! Wenn ich so hieße, ich ließe mich umtaufen. Lieber Jonathan, Jeremias, Jeronimus, Bonifacius oder Habakuk, nur um Alles in der Welt nicht Augustin. Doch entschuldigen Sie die Unterbrechung. Wie ertrug der Oberst sein Unglück?"

„Ach, Herr Müller, jedes neue Unglück rief in dem verhärteten Gemüthe dieses Mannes nur Gefühle des Trotzes und des Ingrimms hervor. Mit sich selbst und der ganzen Welt zerfallen, zog er sich jetzt gänzlich von allen seinen früheren Verbindungen zurück. Er ergab sich dem Spiel und dem Trunke, und der Himmel mag wissen, wohin es noch mit ihm gekommen wäre, wenn nicht der Tod seiner Frau Mutter ihn wieder zum reichen Mann gemacht hätte!"

„Warum hatte ihn denn die Frau Mutter nicht

bei ihren Lebzeiten unterstützt? Sie war ihm doch wahrhaftig eine Revanche für den Namen Augustin schuldig."

„Die gnädige Frau hatte die Hand ganz von ihm abgezogen."

„Das war eben nicht sehr gnädig von der Gnädigen."

„Der Herr Oberst hatte es wohl ein wenig zu arg getrieben," sagte der alte Mann kopfschüttelnd. „Sie war in der That eine äußerst noble Dame; Niemand weiß das besser als ich, der ich viele Jahre lang ihr Haushofmeister war, und den sie mit ihrem Vertrauen beehrte. Doch um wieder auf den Herrn Obersten zu kommen, er nahm jetzt von dem herrlichen Gute Rochwitz Besitz, und sein erstes Auftreten daselbst war ungestüm genug; denn er begann damit, die ganze Dienerschaft der gnädigen Frau zu entlassen, mich allein ausgenommen. Ich muß Ihnen gestehen, Herr Müller, daß ich gern mit den Anderen fortgegangen wäre; aber ein der Seligen gegebenes feierliches Versprechen hielt mich davon ab.

Auf Rochwitz führte nun der Herr Oberst — dem Himmel sei es geklagt — ein gar wüstes, tolles Leben. Das früher so stille und friedliche Schloß hallte jetzt alltäglich — ich hätte sagen sollen allnächtlich — von

dem lauten Jubiliren der Gäste wieder, die der Oberst um sich versammelte. Anfangs waren es die benachbarten Edelleute und Gutsbesitzer, die er zu sich einlud, und mit denen er jagte, spielte und zechte. Später aber, als sich diese, wie überhaupt alle Gebildeteren scheu von seinem Umgange zurückzogen, waren es die Pächter der Umgegend, die Forstgehülfen und Andere ihres Standes.

Es würde schwer sein, Herr Müller, Ihnen einen Begriff von den lärmenden Orgien zu geben, die in damaliger Zeit bei uns gefeiert wurden; und doch — wär' es nur dabei geblieben!"

Der alte Mann schwieg, stieß einen Seufzer aus und sah sinnend vor sich nieder. Müller betrachtete ihn mit Theilnahme.

„Das Schlimmste aber bei dem Allen," fuhr der Erzähler fort, „war, daß der Herr Oberst seine Tochter, ein damals halb erwachsenes, ungemein lebhaftes Kind, das von seinem ungestümen Charakter viel geerbt hatte, in den Strudel seiner wilden Zerstreuungen mit hineinzog. Er schien sich vorgesetzt zu haben, das Mädchen zu einer Amazone heranzubilden. Sie ritt, wie der verwegenste Knabe bei den tollen Parforcejagden, erlegte wie der beste Weidmann einen Rehbock oder Hirsch, schoß mit der Pistole Sperlinge

im Fluge, lenkte wie der geschickteste Kutscher ihre vier unbändigen Ponys und trieb sich halbe Tage lang ganz unbeaufsichtigt im Felde und Walde umher.

Es war natürlich, daß Fräulein Auguste bei einer solchen Erziehung, oder richtiger, bei einer solchen Verziehung und unter dem Einfluß der frivolen Scherze, die sie fortwährend hörte, und der Sittenlosigkeit, deren Zeuge sie war, nachgerade viel von dem angebornen Sinn für Anstand und Sittsamkeit einbüßte und in ihrem Benehmen eine Freiheit und Ausgelassenheit zeigte, die einer jungen Dame ihres Standes und zarten Alters wenig geziemte. Mir blutete das Herz, wenn ich an die Folgen dachte, die hieraus entstehen könnten, ja, entstehen müßten, und oft sprach ich mit dem Pfarrer, einem ehrwürdigen, aber etwas zaghaften alten Manne darüber. Der Pastor Hagen, so hieß der Geistliche, versuchte auch ein paar Mal dem Herrn Obersten in's Gewissen zu reden, wurde jedoch so barsch abgefertigt, daß er später keine Einsprache zu erheben wagte. Der Oberst sah keinen Mangel an seiner Tochter. Ganz im Widerspruch mit seiner sonst so herben, allen zärtlichen Gefühlen unzugänglichen Gemüthsart liebte er sie abgöttisch. Er war stolz auf sie und erfreute sich an ihrer mit jedem Tage sich üppiger entwickelnden Schönheit. Sie war wirklich das einzige

Wesen, dem er von ganzem Herzen zugethan war. Nichts war ihr versagt, jede ihrer Launen mußte befriedigt werden, und ihre Launen waren oft toll genug, das mögen Sie mir glauben, Herr Müller."

„Wundervolle Erziehung!" würde Fräulein Weinhold gesagt haben."

„Ja, ja, und hier mit vollem Recht."

„Konnte denn Augustens Mutter diesem Unheil nicht steuern?"

„Ach, Herr Müller, seit ihrem zweiten oder dritten Jahre hatte das arme Kind keine Mutter."

„Die Mutter war also gestorben?"

„Wenn sie gestorben ist, kann ich nicht genau angeben. Ihr Gemahl hatte sich, als Fräulein Auguste noch ganz klein war, von ihr getrennt. Wie das eigentlich gekommen ist, hab' ich nie so recht ergründen können; denn der Oberst, der mir in späteren Jahren sein ganzes Vertrauen schenkte und Nichts vor mir geheim hielt, schwieg über diesen Punkt, selbst in Stunden, wo er sonst sein ganzes Herz vor mir ausschüttete. Nur so viel weiß ich aus seinem eigenen Munde, daß er seine Frau — sie war eine geborne von Adlersberg — geliebt hatte, wenn man anders die verzehrende Leidenschaft Liebe nennen darf, die ein Mann von seinem Naturell in der Jugendzeit empfin-

det. Und sie hatte ihn wieder geliebt, so innig, so hingebend, wie nur ein Weib den Mann zu lieben vermag, in dem sie das Ideal ihrer kindlich=schwärmerischen Träume zu sehen glaubt.

Ihr eheliches Glück währte aber nicht lange. Je heftiger der Sinnenrausch ist, desto schneller verfliegt er, desto trostloser die Leere, die er zurückläßt. Das wurde der Oberst nur zu bald inne. Er fing an, seine junge, schöne Gattin zu vernachlässigen und zu meiden. Vielleicht wäre es ihr geglückt, ihn wieder an sich zu fesseln, wenn sie mehr von seinem entschlossenen Charakter besessen hätte. Aber ihre sich stets gleich bleibende Sanftmuth irritirte ihn, der stumme Vorwurf, der in ihren Thränen, in ihrer Blässe, in ihrer zunehmenden Kränklichkeit lag, erbitterte ihn; er wurde immer härter gegen sie, er mißhandelte sie. Was ihm zum Vorwande gedient hat, sich von ihr scheiden zu lassen und ihr in ihrem Kinde das letzte Glück zu rauben, das weiß ich, wie gesagt, nicht. Aber bereut hat er sicher sein unmenschliches Verfahren gegen die unglückliche Frau; ja, ich habe mir oft gedacht, daß gerade diese Reue der Keim zu dem inneren Zerwürfniß wurde, das ihn zuletzt mit Gott und der Welt befeindete.

Von dem späteren Leben der verstoßenen Frau

weiß ich gleichfalls nur wenig. Es ist mir berichtet worden, daß sie in eine tiefe Schwermuth versank, die allmählich in völlige Geisteszerrüttung überging, und daß sie in einem Irrenhause starb. Kurz vor ihrem Tode — so sagt man — hatte sie einige lichte Augenblicke. Sie äußerte während diesen den Wunsch, in Uckerwalde, wo sie bei einem Verwandten in der kurzen Periode ihres Glückes frohe Tage verlebt hatte, begraben zu werden. Man willfahrte zwar diesem Wunsche, ihre Familie war aber so unbemittelt, daß man nur auf eine Reihe von Jahren eine Grabstätte für sie ankaufen konnte. Sie werden im Verlaufe meiner Erzählung sehen, Herr Müller, warum ich dieser Umstände erwähne. Dem Obersten waren sie unbekannt geblieben; im Taumel der Zestreuung suchte er die arme Frau zu vergessen, und bekümmerte sich nie um ihr ferneres Schicksal."

Der alte Mann machte hier wieder eine Pause; ein tiefer Schatten hatte sich auf seine ehrwürdigen Züge gelagert. Als er drei Mal mit dem Zeigefinger an seine Dose geklopft und sich zu einer Prise verholfen hatte, fuhr er fort:

„Der Herr Oberst mochte vier oder fünf Jahre auf Rochwitz gewohnt haben, und Fräulein Auguste war in ihrem achtzehnten Jahre, als sich die unglücklichen

Folgen ihrer widersinnigen Erziehung zeigten. Was ich Ihnen jetzt berichten werde, Herr Müller, konnte in der That nicht wohl anders kommen. Die Schuld fällt ganz auf den Obersten zurück; denn Fräulein Auguste hatte die herrlichsten natürlichen Anlagen, und bei aller ihrer Wildheit und Ausgelassenheit zeigte sie viel Herz und Gemüth. Darum wäre sie denn auch unter einer vernünftigen Leitung ohne Zweifel eine Zierde der Gesellschaft geworden, der sie ihrer hohen Geburt nach angehörte, statt daß sie nun das Opfer ihrer nie gezügelten Leidenschaft wurde. Doch auch den Obersten dürfen wir nicht zu hart beurtheilen. Hat er gefehlt, so hat er es auch hart gebüßt. Aber das sind Abschweifungen; ich will mich kurz fassen.

Es hielt sich damals in unserer Gegend ein junger Edelmann auf, ein Herr von Bredorf, über den allerlei schlimme Gerüchte im Umlauf waren. Er war sehr wohlhabend gewesen und hatte als Lieutenant in der H . . . schen Armee gedient. Sein Vermögen aber hatte er auf die leichtsinnigste Weise in hohem Spiel vergeudet. Schon dadurch brachte er sich bei seinen Vorgesetzten in Mißkredit, noch weit mehr aber durch die unehrenhaften Mittel, durch die er sich später Geld zu verschaffen strebte. Da er keiner Warnung achtete

und sich immer ärgerer Vergehen schuldig machte, gab man ihm endlich den Abschied.

Herr von Bredorf machte die Bekanntschaft des Obersten und gewann durch sein sorgloses, heiteres Wesen und durch seine Willfährigkeit, an dessen Ausschweifungen Theil zu nehmen, so sehr seine Gunst, daß er bald ein täglicher und gern gesehener Gast auf dem Schlosse wurde. Doch auch in die Gunst des Fräuleins wußte er sich einzuschmeicheln; denn er war ein hübscher, stattlicher Mann und verstand es meisterlich, auf alle ihre Launen einzugehen. Bald jedoch wurde der Oberst das Einverständniß der beiden jungen Leute gewahr, und zeigte sich darüber sehr ungehalten; denn er dachte nicht im Entferntesten daran, seine Tochter zu verehelichen, am wenigsten an einen Mann, wie Bredorf, den er als einen lustigen Zechgenossen zwar gern hatte, aber doch im Grunde seines Herzens verachtete. Er machte denn auch nicht viele Umstände, sondern gab dem Herrn von Bredorf kurzweg zu verstehen, daß er seine ferneren Besuche nicht wünsche.

Es war das erste Mal, daß der Oberst den Wünschen seiner Tochter entgegentrat, und er stieß hierbei auf einen Widerstand, den er wohl kaum vermuthet hatte. Sie gestand ihm offen ihre Liebe zu dem jungen Manne. Sie legte sich auf's Bitten, und

als sie nichts ausrichtete, verlangte sie heftig und ungestüm den Widerruf des ausgesprochenen Verbots. Es war umsonst, der Oberst wurde zornig und sagte ihr harte Worte, die sie, gewohnt wie sie war, ihren Willen durchzusetzen, in ungebührender Weise zurückgab.

Von nun an fielen täglich zwischen Vater und Tochter die heftigsten Scenen vor; doch keines wurde nachgiebiger. Der Oberst schwor in seiner brutalen Weise einen furchtbaren Eid, daß er lieber seine Tochter umbringen, als seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit dem „Hans Habenichts, dem Glücksritter, dem Lumpenkerl" geben wolle; dieser möge sich vor ihm in Acht nehmen, er werde ihn, wo er ihn träfe, für seine Anmaßung züchtigen, daß er sein Leben lang daran denken solle.

Fräulein Auguste mußte endlich schweigen; aber ich bezweifle nicht, daß sie sich innerlich gelobte, ebenso fest und hartnäckig bei ihrem Vorsatze zu beharren, wie der unbeugsame Vater bei dem seinen.

Es trat nun eine zeitweilige Ruhe ein. Des Herrn von Bredorf wurde nicht weiter gedacht, und zwischen Vater und Tochter war scheinbar der Friede wieder hergestellt. Aber es war die Ruhe, die einem Orkane vorangeht, es war der Friede, während dem man sich zum Kriege rüstet.

Ein halbes Jahr war verflossen, seit Herr von

Bredorf auf dem Schlosse nicht mehr gesehen wurde. Da zeigte sich allmählich bei dem Fräulein eine immer auffallendere Veränderung. Ihr Frohsinn machte einer stillen Trauer Platz, ihr keckes, zuversichtliches Benehmen aber einer Schüchternheit und Zurückhaltung, die man noch nie an ihr wahrgenommen hatte. Ihre Jugendfrische wich einer fahlen Blässe, sie kränkelte, kurz . . . nun, Herr Müller, Sie verstehen mich ohne Zweifel."

„Ja, ich verstehe, lieber Treumann; fahren Sie fort."

„Ich glaube, daß der Oberst der Letzte war, der die Sachlage erkannte. Vielleicht wurde er von Jemand darauf aufmerksam gemacht, doch ich weiß es nicht. Wir Anderen hatten schon lange Alles errathen und im Geheimen besprochen, und wir sahen — so wie wir den Obersten kannten — mit Angst und Zagen der Enthüllung des schrecklichen Geheimnisses entgegen. Endlich kam es denn an den Tag, und wir glaubten nicht anders, als daß der Oberst toben und wüthen, seine Tochter mißhandeln und an dem Verführer eine furchtbare Rache üben werde. Das Alles geschah jedoch nicht, und dennoch war die Katastrophe eine ärgere, als ich mir je vorgestellt hatte.

Der Oberst schloß sich mit seiner Tochter auf seinem

Zimmer ein. Man vernahm drinnen kein lautes Schimpfen und Wettern, wie man es sonst bei den kleinsten Anlässen hören konnte. Aber die Stille machte uns mehr besorgt, als es der heftigste Lärm gethan haben würde. Es verflossen Stunden, lange, qualvolle Stunden. Endlich wurde ich mit dem Verwalter, einem alten Manne, dem der Oberst viel Vertrauen schenkte, zu ihm beschieden. Das Herz pochte uns stürmisch, als wir bei ihm eintraten. Wir fanden ihn äußerlich ruhig und gefaßt, wie auch das Fräulein. Doch waren sie Beide entsetzlich blaß, und es lag in ihren stolzen Zügen eine Entschlossenheit, die uns erbeben machte.

Der Oberst legte uns nun ein Document vor, das Fräulein Auguste nach seinem Dictat geschrieben hatte. Sie erklärte sich darin des Vergehens schuldig, mit dem Herrn von Bredorf ein strafbares Verhältniß unterhalten zu haben, gelobte, noch am selben Tage das Schloß zu verlassen, nie wieder dahin zurückzukehren und auf alle Rechte zu verzichten, die ihr als Tochter des Obersten Almerode zustanden, sogar auf ihren Familiennamen, den sie mit dem eines Fräulein von Schilden vertauschte. Dagegen wies ihr der Oberst bei seinem Banquier in Hamburg ein Capital von 30,000 Thalern an, über welches sie frei und unbeschränkt verfügen konnte.

Ich bin nicht Jurist, Herr Müller; ich weiß nicht, ob ein solches Document rechtsgültig ist; aber die Worte, in welchen es abgefaßt war, mußten für Personen von dem starren, unnachgiebigen Charakter der Betheiligten sicherlich eben so bindend sein, wie eine in strengster juridischer Form aufgesetze Urkunde.

Ein weiterer Zusatz besagte, daß das Fräulein ohne irgend welchen Zwang und nur aus eigenem freien Willen allem Obenstehenden ihre volle Zustimmung ertheilt habe, was wir, der Verwalter und ich, unserer Ueberzeugung gemäß bestätigten.

Als wir uns mit dem Inhalt des Documents bekannt gemacht hatten, forderte der Oberst seine Tochter auf, sich in Betreff dieses letzten Passus gegen uns auszusprechen, und sie that es mit fester Stimme und in Ausdrücken, die uns keinen Zweifel ließen, sie handle wirklich mit völlig freiem Willen und keineswegs unter dem Einfluß einer Drohung oder Ueberredung von Seiten des Vaters. Wir konnten also mit gutem Gewissen unterschreiben, und weigerten uns dessen nicht. Dann wurde uns das Gelübde abgenommen, keinem Menschen je zu offenbaren, was hier vorgefallen, und alle Fragen in Bezug auf das Fräulein dahin zu beantworten, daß sie zu einer in der benachbarten Provinz wohnenden Tante gezogen sei.

Noch am selben Tage verließ Fräulein Auguste das Schloß, und ich habe nie wieder das Mindeste von ihr gehört."

„Und wie ertrug der Oberst die Schande, die durch seine Tochter über ihn und sein Haus gekommen war?" fragte Müller, als der Haushofmeister, wie in Gedanken verloren, eine Weile geschwiegen hatte.

„Der Schlag traf ihn härter, als man es bei einem Manne von seinem verstockten Gemüth hätte erwarten sollen," fuhr dieser fort. „Er schloß sich auf sein Zimmer ein und wollte mit Niemand sprechen; er nahm fast gar keine Nahrung zu sich und sank ganz in sich zusammen. Ich war der Einzige, der Zutritt bei ihm hatte, und ich fühlte das innigste Mitleid mit ihm, wenn ich ihn so in sich gekehrt, fast wie geistesabwesend und gleichgültig gegen Alles, was um ihn her vorging, an seinem Schreibtisch sitzen und auf das unselige Document starren sah, welches er seiner Tochter dictirt hatte; oder wenn er mit verschränkten Armen und tief gebeugtem Haupte im Zimmer auf und ab ging, scheinbar ohne zu wissen, was er that. Manchmal versuchte ich, ihn zu überreden, er möge doch etwas Stärkendes genießen, oder einen Gang oder Ritt durch den Wald thun; aber ich erhielt keine Antwort. Viele Nächte hindurch ging er gar nicht zu

Bett; man hörte dann bis zum hellen Morgen seine schweren Tritte im Zimmer, oder indem er — gewiß in dem Glauben, daß es Niemand bemerke — die Treppe hinanstieg, um sich in das seiner Tochter zu begeben. Sein Aussehen war entsetzenerregend, und ich fürchtete sehr für seine Gesundheit, sogar für seinen Verstand.

Doch seine kräftige Natur widerstand den Wirkungen des Grames, der an seinem Herzen nagte. Allmählig gewann er seine Spannkraft wieder und stürzte sich von Neuem und mit verdoppeltem Eifer in die ungezügeltsten Ausschweifungen. Es war, als habe er es darauf abgesehen, sein Leben durch übermäßigen Genuß von geistigen Getränken zu kürzen. Sein Körper jedoch war wie von Eisen und spottete der Extravaganzen, denen ein jeder Andere unterlegen wäre.

Auf Rochwitz sahen wir nun eine Gesellschaft, die sich kaum schlimmer denken läßt; denn es waren fast nur Pferdehändler und Bauern, mit denen der Oberst umging, sowie Bänkelsänger und Possenreißer, die auf Jahrmärkten ihr Wesen trieben.

Es war für uns Alle, die wir um ihn waren, eine schwere Zeit; denn wir hatten viel zu leiden von den wilden, an Wahnsinn grenzenden Ausbrüchen seiner Launenhaftigkeit, seines Zornes und Menschenhasses.

Da — es waren seit der Verstoßung seiner Tochter volle zehn Jahre verflossen — traf ein Ereigniß ein, das auf das Gemüth des unglücklichen Mannes einen mächtigeren und bleibenderen Eindruck machte, als alle vorhergehenden.

Was ich Ihnen jetzt erzählen werde, Herr Müller, hab' ich durch die Berichte Anderer erfahren, und zwar erst lange nachdem es eingetroffen war. Ich erhielt dadurch den Schlüssel zu Manchem, was mir sonst unerklärlich geblieben wäre.

Es war im Herbst, die Jagdzeit hatte soeben begonnen, und der Oberst hatte eine Einladung zu einer mehrtägigen Jagd angenommen, die auf dem vier Meilen von Rochwitz gelegenen Gute Uckerwalde abgehalten werden sollte."

„Uckerwalde!" unterbrach Müller den Erzähler. „Sagten Sie nicht, daß die im Irrsinn gestorbene Oberstin Almerode in Uckerwalde begraben lag?"

„Ganz recht, Herr Müller, in dem Pfarrdorfe dieses Namens, das zum Gute gehört. Das große Besitzthum war übrigens vor Kurzem in andere Hände übergegangen; ein reich gewordener Pferdehändler, der mit dem Obersten bekannt war, hatte es erstanden.

Nun hatten sich, während der Oberst sich auf Uckerwalde aufhielt, die dort versammelten Jagdlieb-

haber — meist Pächter und Bauern — eines Abends nach beendigter Jagd in die Dorfschenke begeben, und sie zechten und jubilirten da bis in die Nacht hinein. Und wie sie so miteinander über Dies und Jenes plauderten, kam auch die Rede auf einen in der dortigen Gegend sehr bekannten Mann, den Pächter Muhle auf Neuhof, der vor einigen Tagen gestorben und in der Kirche zu Uckerwalde beigesetzt worden war. Muhle war ein lustiger Kumpan gewesen, und hatte oft an den Gelagen des Obersten Theil genommen.

Da äußerte einer der Anwesenden sein Bedauern über den Verlust eines so wackeren Zechgenossen.

„Unser Wirth,“ sagte er, „hat uns heute Abend einen verdammt kräftigen Punsch aufgetischt; man merkt, daß seine Frau nicht mit dabei gewesen ist, denn die thut immer unbillig viel Wasser hinein. Wäre unser alter Freund Muhle hier, dem hätte ein Glas davon verwünscht gut geschmeckt.“

„Wer weiß,“ sagte der Oberst, „es würde ihm vielleicht noch immer gut schmecken. Der arme Schelm liegt schon seit gestern droben in der kalten Kirche; er könnte eine Herzstärkung nöthig haben.“

„Wenn Sie glauben, Oberst,“ entgegnete Jener, „daß Muhle noch nach seinem Tode die alte Vorliebe für Punsch bewahrt hat, so holen Sie ihn her, damit

er noch einmal, ehe sie ihn in die finstre Grube werfen, einen vergnügten Abend unter alten Freunden zubringe."

„Topp!" rief der Oberst, „der Einfall ist gut. Ich hole ihn; wer von Euch geht mit mir?"

So angetrunken und zu jedem tollen Streiche aufgelegt die Zecher auch waren, keiner von ihnen hatte Lust, das Abenteuer zu bestehen. Der Oberst schwor einen furchtbaren Eid, daß er allein gehen werde, und als die Anderen ihn zurückhalten wollten, schalt er sie Feiglinge und Dummköpfe, die sich vor Todten fürchteten. Den Kirchendiener, der zugegen war, nannte er ein altes Weib, weil er nicht den Muth habe, bei Nacht in seine eigene Kirche zu gehen, und zwang ihn, den Kirchenschlüssel herzugeben. Er ging nun wirklich in die Kirche und kehrte bald, den Todten in seinen Armen tragend, zum nicht geringen Schrecken der Zecher zurück. Selbst auf diese rohen und vom Trinken erhitzten Menschen brachte des Obersten Ruchlosigkeit — ich muß die Sache bei ihrem rechten Namen nennen, Herr Müller — einen furchtbaren Eindruck hervor. Sie stoben entsetzt auseinander; kein Einziger ließ sich durch seine Spottreden und Drohungen bewegen, das in so grauenhafter Weise unterbrochene Zechgelage fortzusetzen.

„Aber das ist ja haarsträubend!“ rief Müller. „Wie konnte so etwas nur geschehen?“

„Damals, Herr Müller, konnte dies und noch Schlimmeres geschehen und geschah wirklich,“ entgegnete der alte Mann kopfschüttelnd. „Seitdem haben sich die Zeiten, Gott sei Dank, geändert. Aber Sie haben keine Idee von der Rohheit, Zügellosigkeit und Trunksucht, die in meinen jüngeren Jahren, selbst unter Leuten der höheren Classen, herrschte. Doch ich fahre in meiner Erzählung fort.

Zwei Tage nach dieser Begebenheit kehrte der Oberst abermals nach einer durchzechten Nacht nach Uckerwalde zurück. Er hatte einen weiten Weg zurückzulegen, und um ihn abzukürzen, schlug er einen Fußsteig ein, der über den Kirchhof führte. Auf diesem angekommen, sah er den Todtengräber damit beschäftigt, ein Grab zu schaufeln. Der Oberst trat zu ihm heran und bot ihm einen guten Morgen. Der Todtengräber, ein alter Mann mit silberweißen Haaren, schien zu einer Unterhaltung nicht aufgelegt zu sein; er erwiederte des Obersten Gruß nur mit einem Kopfnicken und fuhr in seiner Arbeit fort. Und wie er nun so die Erde aus der schon ziemlich tiefen Grube hinauswarf, kamen auch einige Todtengebeine, sowie

ein Schädel zum Vorschein. Dieser rollte dicht vor die Füße des Obersten.

„Du scheinst mit Deiner Arbeit sehr vertraut zu sein, Alter," sagte der Oberst, „und machst mit den Gebeinen der Todten verdammt wenig Umstände."

„Mag sein," erscholl die Antwort aus der Grube hervor, „das aber kann ich Ihnen versichern, Herr ... ich weiß Ihren Namen nicht — daß ich noch nie mit einem Todten muthwilligen Scherz getrieben habe. Glauben Sie mir, das rächt sich früher oder später."

Der Oberst mochte den Stich fühlen. „Oho, Alter," sagte er, „ich weiß schon, wo Du hinaus willst. Uebrigens möchte ich Dir den Rath geben, Dich nicht um mein Thun und Treiben zu kümmern, ja, nicht einmal darauf anzuspielen. Und damit Du siehst, wie wenig Dein albernes Geschwätz auf mich einen Eindruck macht, will ich Dir sagen, daß ich noch heute diesen Todten, dessen Gebeine Du da ausgräbst, zum Nachtschmause einladen möchte, wenn ich hoffen dürfte, daß er mir die Ehre seines Besuches gönnen würde."

„Hüten Sie sich, mein Herr," sagte der Todtengräber, blaß vor Entsetzen über die frevelhaften Worte, „Sie möchten Ihre Vermessenheit bitter bereuen."

„Hüte Dich selbst, alter Maulwurf," erwiederte

der Oberst, den der Schrecken des Todtengräbers ungemein zu belustigen schien, „daß Dir Deine tiefe Ehrfurcht vor alten, vermoderten Knochen nicht das Gehirn verdreht.“

Bei diesen Worten hob der Oberst den Schädel auf und sagte, ihn betrachtend, in einem höhnischen Tone:

„Nun, mein werther Freund, oder meine werthe Freundin — ich weiß in der That nicht, wie ich Sie tituliren darf — werde ich das Vergnügen haben!“

Darauf wandte er sich an den schreckenbleichen Todtengräber und fügte hinzu:

„Und nun sage Du mir, wenn Du kannst, wen ich denn eigentlich eingeladen habe.“

„Ihr Name,“ entgegnete dieser, „war Maria Elisabeth, Oberstin von Almerode, geborne Freiin von Adlersberg. Sie starb nicht weit von hier in einer Irrenanstalt.“

Des Obersten Gesicht entfärbte sich, und der Todtenschädel entfiel seinen zitternden Händen. Unwillkührlich wich er einige Schritte zurück und preßte gewaltsam die Hand gegen die Stirn, als wolle er eine schmerzhafte Empfindung zurückdrängen, die plötzlich mit der Schnelle und zerschmetternden Kraft des Blitzes jede Fiber seines Gehirns durchdrungen habe. Es

kostete ihm sichtbar eine furchtbare Anstrengung, sich nach dem betäubenden Schlage wieder zu fassen.

„Es scheint doch nicht," sagte der Todtengräber, der die entsetzliche Wirkung seiner Worte wahrnahm, ohne sie recht zu begreifen, „es scheint doch nicht, daß Ihnen der Besuch der Oberstin ganz so angenehm sein würde, als Sie mich eben glauben machen wollten."

Der Spott des Mannes gab dem Obersten seine Fassung wieder.

„Und wenn der Teufel aus der Hölle käme, mich zu besuchen," entgegnete er, finster die Stirn runzelnd, „so würde ich ihn mit gebührender Gastfreiheit empfangen und ihm das Beste vorsetzen, was Küche und Keller enthält. Und lustig sollt' es dabei hergehen, das kannst Du mir glauben, alter Schwachkopf!"

Mit diesen Worten entfernte sich der Oberst eilenden Schrittes. Der Alte aber sah ihm kopfschüttelnd nach und murmelte vor sich hin:

„Der wird des heutigen Tages gedenken; noch Niemand höhnte ungestraft die Todten."

Als der Oberst das Haus seines Gastfreundes erreichte, fand er diesen und die übrigen Gäste schon zur heutigen Jagd gerüstet. Es war der letzte Jagdtag, so wie überhaupt der letzte Tag, den der Oberst auf Uckerwalde zuzubringen gedachte. Einige der Versam-

melten glaubten eine ungewöhnliche Aufregung an dem Obersten wahrzunehmen, als er in ihrer Mitte erschien. Aber es gelang ihm im Verkehr mit den fröhlichen Genossen und in der aufregenden Belustigung der Jagd, der peinlichen Gedanken und finstern Ahnungen Herr zu werden, die in ihm aufgestiegen waren, und in seiner gewöhnlichen Stimmung kehrte er am Abend nach Rochwitz zurück, wo wir ihn erwarteten.

Ich empfing ihn, wie immer, am Fuße der großen Freitreppe, verhielt mich jedoch schweigend; denn er liebte es nicht, daß man ihn ohne Veranlassung seinerseits anredete.

„Wie geht's, Treumann?“ fragte er mich in seiner kurzen, barschen Weise. „Nichts Neues? Ist mein Abendessen bereit?“

„Ja, Herr Oberst,“ antwortete ich, „ich habe in der blauen Stube decken lassen.“

„Weshalb in der blauen Stube?“

„Weil der Herr Oberst heute Abend Besuch haben werden.“

Bei diesen Worten wurde der Oberst leichenblaß, und seine Stirn legte sich in finstere Falten. Er trat hastig auf mich zu und fuhr mich in einem schneidenden Tone an:

„Was zum Henker schwatzen Sie da von Besuch? Ich erwarte keinen, ich will keinen. Verstehen Sie?“

„Verzeihen Sie, Herr Oberst,“ entgegnete ich, „da indeß die Dame ...“

„Eine Dame?“ rief er entsetzt. „Welche Dame? Ich weiß von keiner!“

„Ich kannte sie nicht, denn sie war dicht verschleiert. Sie sagte, ich solle dem Herrn Obersten ihren Gruß melden, sie habe ihre Einladung nicht vergessen und werde um neun Uhr wieder vorsprechen.“

Starr, wie von einem inneren Grausen erfaßt, stand der Oberst vor mir; die Augen traten ihm fast aus den Höhlen, Schweißtropfen rannen ihm von der marmorweißen Stirn; er hatte das Aussehen eines Wahnsinnigen. Eine Weile schien er kein Wort hervorbringen zu können, aber dann war es plötzlich, als ob der ihm innewohnende, verwegene Muth jede Anwandlung von Schwäche und Zaghaftigkeit überwunden habe.

„So trage denn in des Teufels Namen das Essen auf,“ rief er mit fester Stimme, „denn die Uhr wird gleich neun schlagen. Stelle auch ein Paar Flaschen Champagner auf den Tisch; denn soll ich nun einmal heute Abend zur Hölle fahren, so sei es in der Weise, wie ich gelebt, lustig und mannhaft!“

Mir schauderte, als ich ihn so reden hörte, und schnell wandte ich mich von ihm ab, um seinem Befehle zu gehorchen. Als ich das Essen hatte auftragen lassen, und den Wein, wie er befohlen, besorgt hatte, verließ ich eilig und unbemerkt das Haus, um mich zu dem Pastor Hagen zu begeben, bei dem ich, wie schon gesagt, oft in trüben Stunden Trost gesucht und gefunden hatte. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn in dieser Angelegenheit zu Rathe zu ziehen; denn war meine Befürchtung wirklich begründet, war der bei dem Obersten schon lange gährende Wahnsinn zum Durchbruch gekommen, wer konnte da besser helfen, als der fromme Geistliche, sowohl durch sein freundliches, tröstendes Zureden, als auch mittelst seiner medicinischen Kenntnisse, die ihn in den Stand setzten, bei den meisten Krankheitsfällen die ersten, dringendsten Anordnungen zu treffen. Es waren ihm diese Kenntnisse schon oft zu Statten gekommen, da kein Arzt in der nächsten Umgegend wohnte.

Auf meine Erzählung hin erklärte sich der Pastor sofort bereit, mit mir auf's Schloß hinüberzugehen, obgleich er sonst sehr abgeneigt war, sich mit dem schroffen, jähzornigen Manne einzulassen, der alles Heilige lästerte und sich bei jeder Gelegenheit über die Kirche und ihre Diener lustig machte, und bei dem

also die besänftigenden Worte eines Geistlichen schlecht angebracht waren. Aber auch er war der Ansicht, daß der Oberst an einer Geisteszerrüttung leiden und ärztlichen Beistandes bedürfen möchte; und diese Betrachtung überwog alle Bedenklichkeiten. Der gutherzige Mann nahm einige Fläschchen und Schachteln, sowie den zum Aderlasse nöthigen Apparat zu sich und folgte mir.

Als wir das Schloß erreicht hatten und die breite steinerne Treppe hinangehen wollten, die zur Hausthür führt, öffnete sich diese schnell, und eine verschleierte, weibliche Gestalt schritt schnell an uns vorüber. Ich weiß nicht, was uns abhielt, sie anzureden, um uns nach dem Zustande des Obersten zu erkundigen; mir war es unmöglich, und ich glaube, daß auch der Pfarrer bei ihrem Anblick innerlich erbebte; denn er wich ihr scheu aus und starrte ihr betroffen nach, als sie wie ein Gespenst in der Dunkelheit verschwand.

Unter trüben Ahnungen betraten wir das Haus. Der Pfarrer pochte an die Thür des blauen Zimmers; als aber keine Antwort erfolgte, öffnete er rasch und wir traten Beide ein.

Da stand der Oberst starr und regungslos, die eine Hand vor sich hingestreckt, todtenbleich, mit weit geöffneten, stieren Augen, die mit dem unheimlichen

Ausdruck gänzlicher Geistesabwesenheit fest und unverwandt auf einen Punkt des Zimmers gerichtet waren, als vermöchten sie, durch die Mauer hindurch in weite Fernen zu dringen.

Der Prediger trat auf den Obersten zu, der unser Kommen gar nicht bemerkt zu haben schien, faßte seine Hand und führte ihn zum Sopha, wo er sich neben ihn setzte. Der Oberst ließ Alles willenlos mit sich geschehen.

Pastor Hagen begann nun, in den eindringlichsten Worten dem unglücklichen Manne Muth und Trost einzusprechen. Er ermahnte ihn zur geduldigen Unterwerfung unter die väterliche Fügung des Allbarmherzigen, der zwar oft in seiner unerforschlichen Weisheit harte, Geist und Gemüth erschütternde Prüfungen auferlege, aber nur, um die Herzen der Menschen zur Milde und Demuth zu stimmen, und der in seiner unerschöpflichen Gnade Diejenigen nie von sich weise, die mit wahrer, aufrichtiger Reue ihr Gebet zu ihm senden.

Einige Zeit schien es, als höre ihm der Oberst beistimmend zu, und schon begann ich zu hoffen, daß des Predigers milde Worte in das harte Gemüth des rauhen Mannes Eingang fänden. Plötzlich aber veränderte sich der Ausdruck in des Obersten Zügen. Seine Augen schossen Blitze, um seinen Mund zuckte

ein höhnisches Lächeln, er sprang auf, stampfte ungeduldig mit dem Fuße und ballte drohend die Fäuste.

„Schweigen Sie, alter, thörichter Mann!“ rief er zornig. „Für wen halten Sie mich denn in des Teufels Namen? Bin ich etwa ein Kind, das man mit dem Zuckerwerk göttlicher Verheißung füttert, den man den Honig christlichen Trostes um den Mund streicht? Zum Henker, Pastor Hagen, machen Sie, daß Sie nach Hause und in's Bett kommen, und nehmen Sie ein kühlendes Pulver, damit Sie keine Blutwallungen bekommen und ruhig schlafen. Mich aber verschonen Sie künftig mit Ihren heiligen Alfanzereien!“

Mit unwiderstehlicher Kraft erfaßte er den Arm des Predigers, zog ihn mit sich durch die Stube und die Vordiele, schob ihn sehr unsanft zur Hausthüre hinaus und schlug diese mit solcher Gewalt hinter ihm in's Schloß, daß es im ganzen Hause wiederhallte. Ich hatte mich inzwischen entfernt, denn ich sah ein, daß mein längeres Verweilen nur einen weiteren Zorneserguß bei dem Obersten hervorrufen würde.

Von diesem Tage an war der Oberst wie umgewandelt. Es wurde mir klar — denn, wie Sie wissen, Herr Müller, glaub' ich an die Geisterwelt und ihre Einwirkungen auf die Menschen — es wurde mir klar, sag' ich, daß die feindlich wirkende Macht

eines fremden geistigen Princips störend in sein Leben eingegriffen habe. Er widersetzte sich mit aller Energie seines männlichen Charakters dieser sich ihm aufdrängenden Herrschaft; aber seine physischen wie auch seine moralischen Kräfte ermatteten schnell in dem ungleichen, hoffnungslosen Kampfe.

So oft nach jenem unglücklichen Tage die Thurmuhr die neunte Abendstunde verkündete, steigerte sich sein krankhaft erregter Gemüthszustand zu einem furchtbaren Paroxysmus. Er erhob sich dann inmitten der lärmenden Unterhaltung mit seinen Zechgenossen plötzlich von seinem Sitze, starrte leichenblaß, alle Schauer des Entsetzens in den krampfhaft verzerrten Zügen, vor sich hin, und rief mit dumpfer, hohler Stimme:

„Ha! hört Ihr die Kirchenglocke von Uckerwalde? — da steht sie, die bleiche Schreckensgestalt! — Wie der Wahnsinn in ihren düstern Augen zuckt! — Sie winkt! — Hinweg, hinweg! Du hast keine Gewalt über mich, ich folge Dir nimmer, nimmer!“

Dann war es wieder, als ob die Erscheinung verschwunden sei; er faßte sich gewaltsam, seine Züge nahmen den Ausdruck bitteren Hohnes und verbissenen Ingrimms an. Er wandte sich gegen die Anwesenden, blickte mit zornflammenden Augen im Kreise umher, als suche er einen Gegner, an dem er seine Wuth

auslassen könne, und wehe dem, der ihm in solchen Augenblicken entgegengetreten wäre.

„Wer sagt," rief er mit donnernder Stimme und schlug dabei mit geballter Faust auf den Tisch, „wer sagt, daß ich mich fürchte? Wer wagt es, von Oberst Almerode zu denken, daß er ein Poltron sei? Ihr selbst seid Alle miteinander feige, hasenherzige Memmen, Ihr fürchtet Euch vor Gespenstern, vor luftigen, nichtigen Phantomen, den Trugbildern Eurer eigenen, weibischen Einbildungskraft. Ich aber trotze dem albernen Spuck! Mögen alle Gräber der Welt ihre Todten ausspeien und gegen mich anhetzen, ich nehme es mit ihnen auf!"

Dann war gewöhnlich der Paroxysmus vorüber, und er sank erschöpft, den kalten Schweiß von der Stirn wischend, auf den Sessel zurück.

Der Oberst suchte auf jede erdenkliche Weise sich den Einflüssen der gefürchteten Stunde zu entziehen. Er betäubte sich mit starken Getränken, mit Opium, er ging auf Reisen — Alles vergeblich. Durch kein Mittel vermochte er das täglich wiederkehrende Schrecknis von sich abzuwehren. Kein Opiat war so wirksam, daß nicht die höhere Macht, deren strengem Gebote er unterworfen war, ihn wachgerüttelt, keine Entfernung so groß, daß nicht der dröhnende Klang der Thurm-

uhr von Uckerwalde sein Ohr erreicht hätte; und nach jedem neuen, verzweifelten Kampfe gegen den unheimlichen, alle seine Sinne beherrschenden Zauber sank seine moralische und physische Kraft in eine immer hülflosere Ohnmacht herab.

Aber zu gleicher Zeit begann auch die starre Eisrinde zu schmelzen, die bis dahin sein Herz umschlossen hatte. War der Anfall von Tobsucht vorüber, der den lähmenden Schrecknissen der täglich wiederkehrenden Vision folgte, so konnte er weichmüthig und lenksam werden, wie nie zuvor.

Er gestattete mir, der ich in der schweren Stunde immer bei ihm war, ihm aus Erbauungsschriften vorzulesen. Zwar zuckte es noch oft wie Trotz und bittrer Hohn in seinen matten Zügen; aber er ließ mich doch gewähren, und damit war schon viel gewonnen. Nach einiger Zeit aber horchte er mit Aufmerksamkeit, ja, mit wahrer Andacht den frommen Worten, und allmählig wurde es ihm ein Bedürfniß, sie zu hören.

Später wagte ich es auch, ihn über die früheren Ereignisse seines Lebens zu befragen; denn ich wußte, Herr Müller, daß nichts die Herzen der Menschen mehr erleichtert, als die Mittheilung ihres Kummers. Erst schien er durchaus abgeneigt, sich darüber zu

äußern, doch ich verlor die Geduld nicht, selbst wenn er mich mitunter hart und barsch anfuhr, wie in früherer Zeit. Er schenkte mir zuletzt sein volles Vertrauen und fand, wie ich vorausgesehen hatte, Trost und Linderung darin, mir die offenherzigsten Geständnisse abzulegen. Er klagte sich selbst an, all' sein Unglück ganz allein verschuldet zu haben. Er sprach mit wahrer Zerknirschung von seiner Frau, die durch ihn so unsäglich elend, zuletzt irrsinnig geworden. Er sprach von seiner Tochter, deren Fehltritt er durch seine verkehrte Erziehung herbeigeführt. Und mehr und mehr befestigte sich in ihm der Wunsch, ein anderer, ein besserer Mensch zu werden, und das begangene Unrecht, so weit möglich, wieder gut zu machen.

Er gab den Umgang mit den wilden, ruchlosen Gesellen auf, mit denen er bis dahin die Nächte hindurch poculirt und getollt hatte, er entsagte dem übermäßigen Genuß von geistigen Getränken und gewöhnte sich an ein geregeltes Leben. Er brachte auch Ordnung in seine Finanzen und verwendete einen bedeutenden Theil seiner großen Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken. Vor Allem aber ergriff er jede geeignete Maßregel, um den Aufenthaltsort seiner verstoßenen Tochter zu erkunden; denn sich mit ihr auszusöhnen, war jetzt sein

sehnlichster Wunsch; sie wieder in alle ihre Rechte einzusetzen, das Ziel seines eifrigsten Strebens.

So war nach und nach aus dem verstockten, hartherzigen Sünder ein reumüthiger Büßer geworden, und nur während des allabendlich wiederkehrenden Anfalls von Wahnsinn äußerte sich noch mit ganzer Heftigkeit seine früher so rauhe und ungestüme Gemüthsart. Aber war auch die Wirkung der göttlichen Gnade mächtig in ihm, und wurde auch sicher sein Flehen um Vergebung seiner Sünden erhört, sein innigster Wunsch, die einzige Hoffnung, die ihn noch an das Leben fesselte, sollte nicht in Erfüllung gehen; sein Kind sah er nie wieder."

„Was unternahm denn der Oberst," fragte Müller, „um dieses Ziel zu erreichen?"

„Alles, Herr Müller, was in seiner Macht stand. In zahlreichen Zeitungen des In- und Auslandes wurden unaufhörlich Reclamen erlassen, worin das Fräulein Auguste von Schilden aufgefordert wurde, sich in ihrer Heimath einzufinden, wo man bereit sei, eine frühere Uebereinkunft zu annulliren und ihr eine große Erbschaft zu sichern. Es wurde hinzugefügt, daß man vermuthe, die genannte Dame habe sich mit einem Herrn von Bredorf verheirathet, der alsdann ebenfalls aufgefordert wurde, die wiedererlangten Ansprüche seiner

Gattin oder der etwa in dieser Ehe gebornen Kinder auf jene Erbschaft geltend zu machen.

Es wurden außerdem namhafte Summen als Belohnung für Diejenigen ausgeboten, die in Betreff der Verschollenen sichere Nachrichten geben möchten. Auch wurden die sorgfältigsten Nachforschungen angestellt, um zu ermitteln, wohin sich das Fräulein begeben, als sie das Schloß verließ. Es war Alles umsonst. Das einzige Resultat der unausgesetzten Bemühungen war die Anzeige aus Hamburg, daß ein Herr von Bredorf im Jahre 180. — demselben, in welchem der Oberst seine Tochter verstoßen — bei dem dortigen Banquier Mertens eine beträchtliche Summe im Namen seiner Frau erhoben und sich dann sofort nach Amerika eingeschifft habe. Ob die Frau ihn begleitet, darüber konnte man keine Aufschlüsse geben. Uebrigens war daran nicht zu zweifeln, und somit schien denn endlich ein Anhaltspunkt für weitere Nachforschungen gewonnen zu sein. Die in verschiedenen amerikanischen Blättern veröffentlichten Reclamen blieben jedoch durchaus erfolglos, und es vergingen wieder mehrere Jahre voll peinlicher Erwartung und getäuschter Hoffnung, bis endlich der Oberst die traurige Ueberzeugung gewann, daß seine Tochter und deren Gatte kinderlos gestorben seien. Der tief gebeugte Mann mußte nun daran denken, in

Betreff seines Vermögens andere testamentarische Verfügungen zu treffen.

Es fühlte nun aber der Oberst, als er anfing, sich mit sich selbst auszusöhnen, auch das Bedürfniß, sich seinen Verwandten wieder zu nähern, mit denen er bis dahin in fortwährendem Streit und Hader gelebt hatte. Und ich muß sagen, daß die Familie ihm mit großer Bereitwilligkeit entgegenkam und sehr geneigt war, jede Unbill zu verzeihen, die sie von Seiten des schroffen, jähzornigen Mannes erduldet hatte. Der Oberst besuchte nun wieder seine nächsten Angehörigen und empfing auch Besuche von ihnen, namentlich von seinem älteren Herrn Bruder, dem Grafen Almerode, sowie seiner Frau Schwester, der verwittweten Baronin von Landsberg, die einst ihre Tochter, die gleichfalls verwittwete Gräfin von Schönau und ihre Enkelin, die kleine Comtesse Hildegard, mit nach Rochwitz brachte.

Das kleine Mädchen hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit Fräulein Auguste. Man konnte denken, diese selbst zu sehen, so wie sie in ihrem achten Jahre war, ganz dieselben großen, seelenvollen Augen, dasselbe volle, schwarze Lockenhaar, dieselbe Lebhaftigkeit und Keckheit des Benehmens. Bei ihrem Anblick erwachte in dem Obersten die Erinnerung an das einzige, verlorne Kind mit gewaltiger Stärke. Nie hab' ich den

unglücklichen Mann so tief bewegt gesehen, als wenn die Kleine um ihn spielte und plauderte, oder auf seinen Schooß kletterte, um sich von ihm Geschichten erzählen zu lassen.

Einmal, als ich gerade zugegen war, hielt er plötzlich in der begonnenen Erzählung inne und war ganz in dem Anblick des Kindes verloren.

„Woran denkst Du, Großonkel?“ fragte sie ihn verwundert.

„An ein anderes kleines Mädchen, das ganz so aussah, wie Du.“

„Willst Du mir von dem kleinen Mädchen erzählen?“

„Nein, mein liebes Kind, das kann ich nicht.“

„O, ich verstehe; das kleine Mädchen ist gestorben und darum bist Du so traurig, Großonkel.“

Er setzte die kleine Comtesse sanft auf den Schemel zu seinen Füßen und erhob sich. Es war das einzige Mal, daß ich Thränen in seinen Augen sah.

Später vermochte er die Gräfin Schönau, mit ihrer Tochter ihren bleibenden Wohnsitz auf Rochwitz aufzuschlagen; denn er konnte den Gedanken nicht ertragen, sich von dem Kinde zu trennen. Er verzog es, wie ehedem seine Tochter, und ließ ihm in der Befriedigung seiner tausend kleinen Launen die vollste

Freiheit. Anderseits sorgte er aber auch dafür, daß es nur das beste Beispiel vor Augen hatte, und die einsichtsvolle Mutter war stets darauf bedacht, dem unabhängigen, gebieterischen Geiste der Tochter nicht allzusehr die Zügel schießen zu lassen."

Ein lautes „Hm!" unterbrach hier den Erzähler.

„Sie befehlen, Herr Müller?" fragte er.

„O nichts; ich meine nur, daß die gute Dame in diesem Punkte etwas mehr hätte thun können."

„Sie kennen die gnädige Comtesse noch nicht recht, Herr Müller," entgegnete der Haushofmeister mit Wärme. „Glauben Sie mir, sie ist anders, als sie sich Ihnen gegenüber zeigt. Sie halten sie für hochmüthig, adelstolz und . . ."

„Für kalt und gefühllos noch dazu; ja, ich will es nicht läugnen."

„Lernen Sie sie erst kennen, Herr Müller."

„Das wird schwer sein, wenn sie sich nicht ein wenig herablassender zeigt."

„Nun, ein günstiger Zufall wird Ihnen hoffentlich gestatten, einen Blick in ihr Inneres zu thun. Ich habe sie in Augenblicken gesehen, wo die starre Maske der Convenienz fiel und die ganze Innigkeit ihres liebreichen Gemüthes sich offenbarte. O, glauben Sie mir, ihr Herz ist der vollsten Hingebung, der edelsten

Begeisterung fähig, wie nur immer ein weiches, weibliches Herz es sein kann. Möchten Sie doch zu dieser Erkenntniß kommen, Herr Müller; wie sehr wünsche ich das!“

„Schon gut, alter Freund. Sie sind ein wenig parteilich; aber ich begreife es, muß es sogar loben. Und nun fahren Sie in Ihrer Erzählung fort; denn es ist schon spät.“

„Was ich noch zu berichten habe,“ entgegnete der Haushofmeister mit einer etwas unzufriedenen Miene, „ist in wenigen Worten gesagt.

Als der Oberst seine Kräfte mehr und mehr schwinden und sein letztes Stündlein herannahen fühlte, und von seiner verschollenen Tochter noch immer keine Kunde eingetroffen war, entschloß er sich, sein Testament zu machen. Er ernannte darin die Comtesse Hildegard zu seiner Universalerbin, doch mit dem Vorbehalte, daß diese Bestimmung in keiner Weise die Ansprüche seiner Tochter oder deren etwaigen legitimen Erben beeinträchtigen solle, deren Rechte er vielmehr als vollgültig anerkannte und gewahrt wissen wollte.

Ich unterschrieb als einer der Zeugen dieses Testament. Der Oberst hatte mich schon vorher mit dem Inhalte desselben bekannt gemacht und mir das Gelübde abgenommen, jedes geeignete Mittel

in Anwendung zu bringen, um seine Tochter oder deren Kinder von seinem letzten Willen in Kenntniß zu setzen, falls ich jemals durch einen glücklichen Zufall eine Spur von ihnen auffände. Er sagte mir, daß sich unter seinen hinterlassenen Papieren die Vereinbarung finden würde, die er mit seiner Tochter geschlossen habe. Dieselbe könne eine zweifelhafte Legitimität möglicherweise ergänzen, indem sie die Identität der Auguste von Schilden mit Auguste von Almerode beweise.

Er wiederholte bei dieser Gelegenheit, was er schon oft gesagt, wie nämlich eine Ahnung ihm zuflüstere, daß seine Tochter einen Sohn geboren habe, der einst das reiche Erbe übernehmen werde. Ich glaube sonst an Ahnungen, Herr Müller — Sie sollten doch einmal lesen, was Schubert in seinen Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft darüber sagt — doch in diesem Falle . . ."

„Ei nun, unmöglich wäre es ja doch nicht."

Nach einer Pause fügte er hinzu, indem er mit geheimnißvoller Miene wieder den Kopf auf die Seite neigte: „Ich wüßte wohl ein Mittel, zu erfahren, ob er noch lebt; aber mein Gott, was wäre damit gewonnen, das zu wissen!"

„Und das Mittel ist?"

„Nur ein Verwandter des Vermißten kann es anwenden. Dieser bricht einen Zweig von der fetten Henne, Sedum Telephium, und steckt ihn unter das Dach. Grünt er hier fort, so lebt Jener, verdorrt er, so ist er todt. Doch, davon ein ander Mal mehr. Jetzt wieder zu meiner Geschichte.

Den Sohn seiner zweiten Schwester, den Kammerherrn von Wieksburg, ernannte der Oberst zum Testamentsvollstrecker. Er war schon damals der Vormund der Comtesse Hildegard, deren Mutter ungefähr ein Jahr vor Errichtung des Testamentes gestorben war und, wie Sie wissen, ein sehr beträchtliches Vermögen hinterlassen hatte.

Seine Untergebenen hatte der Oberst reichlich mit Legaten bedacht; mich besonders. Ich könnte frei und unabhängig leben, Herr Müller, hätte nicht nöthig, hier im Hause eine dienende Stellung einzunehmen; doch ich bin es 'mal so gewohnt und möchte es gar nicht anders. Zudem ist mein Schicksal nun einmal mit dem der Familie verkettet, bei der ich die längste Zeit meines Lebens hingebracht habe. Ich kann mich nicht von ihr losreißen, namentlich nicht von Comtesse Hildegard, für die ich eine Anhänglichkeit fühle, gleich der — der Ausdruck ist wohl nicht ganz schicklich, aber ich weiß keinen anderen — gleich der eines

Vaters für sein Kind. Wo sie weilt, da ist auch meine Heimath, bis mich der Tod in eine bessere abruft. — Doch nicht von mir wollt' ich reden; entschuldigen Sie."

„Wie lange sind Sie schon hier auf Wieksburg, lieber Treumann?" fragte der Hauslehrer.

„Zwei Jahre, Herr Müller, denn so lange ist es her, daß der Oberst starb. Comtesse Hildegard zog darauf zu ihrem Onkel und Vormund, dem Herrn Kammerherrn."

„Und jene Vision des Obersten, oder richtiger, jener allabendlich wiederkehrende Anfall von Irrsinn?"

„Hörte erst mit seinem Tode auf. Doch schien sich der Oberst allmählig mit der ihm Anfangs so schrecklichen Erscheinung gewissermaßen auszusöhnen. Er vermochte zuletzt, der schweren Stunde mit Fassung entgegenzusehen. Er redete den Geist seiner Frau an, er bat ihn in den rührendsten Worten, unter tausend Betheuerungen der Reue, ihm sein Unrecht zu verzeihen. Endlich erschien ihm auch das Gespenst weniger drohend. Es war ihm, als schwinde mehr und mehr aus dessen bleichen Zügen der Ausdruck von Zorn und Rachgier, als wolle es ihn nur täglich mahnen, seiner Sünden eingedenk zu sein und sich mit allen seinen Gedanken an Gott zu wenden. Und die für ihn so

verhängnißvolle Stunde war auch seine Todesstunde. Seine letzten Worte waren an den Geist seiner Frau gerichtet, den er zu sehen wähnte, wie er an sein Bett trat und ihm winkte. „Ich komme,“ rief er, „ich folge Dir ohne Zagen, denn ich weiß jetzt, daß Du mir verziehen hast!“

6.

Der Baron von Thalen hatte mit seinen Andeutungen in Betreff des Hauslehrers und dem Verhalten, das er dabei gegen die Comtesse Hildegard beobachtete, das Samenkorn des Verdachts in einen Boden gelegt, der demselben nur wenig Nahrung bot; er betrog sich ganz und gar, wenn er hoffte, das häßliche Unkraut werde rasch emporwuchern und den edleren Keim ersticken, von dem er annahm, daß er schon zu wurzeln begonnen habe.

Ja vielleicht wäre seine Verdächtigung ohne alle andere Wirkung geblieben, als die, welche eine solche in den meisten Fällen auf ein edles Herz äußert, indem sie nämlich, ganz im Widerspruch mit der beabsichtigten, den Verläumder selbst in ein unvortheilhaftes Licht

stellt, für den Verläumdeten aber eine Parteinahme erweckt, auf die er sonst nicht hätte rechnen dürfen; vielleicht, sagen wir, wäre nur diese Wirkung eingetreten, wenn nicht noch spät am Abend, als sich die Comtesse auf ihr Zimmer begeben hatte, Fräulein Weinhold ihr unter einem vom Zaun gebrochenen Vorwande noch einen langen Besuch abgestattet hätte.

Die Exgouvernante brachte nun wieder das Gespräch auf den Hauslehrer und recapitulirte in ihrer uns bereits bekannten Weise alle von dem Baron angeregten Verdachtsgründe, zu welchen sie noch viele andere ihrer eigenen Erfindung fügte; und ihre Deduction hatte etwas so Ueberzeugendes, daß Hildegard doch endlich zu wanken begann.

Die Verläumdung ist ein moralisches Gift, und der Comtesse einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie davon nicht gänzlich unberührt blieb, wäre eben so ungerecht, als wenn man es Einem verargen wollte, daß er sich nach dem Genuß von Arsenik übel befände. Aber ein edles Gemüth reagirt gegen die Wirkungen des moralischen Giftes, wie eine kräftige Constitution gegen die des stofflichen.

Die Comtesse befand sich, um ein anderes Gleichniß zu gebrauchen, nachdem die Weinhold endlich fortgegangen war, in dem Falle Jemands, der lange ver-

geblich über ein Räthsel gegrübelt hat, und dem man endlich eine Lösung desselben giebt. Der Jemand prüft aber erst die Lösung, ob sie auch wirklich erschöpfend und überhaupt zulässig ist, ehe er sie annimmt oder auch verwirft, um auf's Neue hin- und herzurathen. So auch Hildegard. Müller war ihr in der That ein Räthsel; wie aber stand es mit der Lösung?

Von jenem Steinbach war gesagt worden, daß er von guter Familie sei, daß er Bildung besitze, elegante Manieren habe und es trefflich verstehe, sich in der besten Gesellschaft Geltung zu verschaffen. Er halte sich in der Gegend auf, versicherte man, ein Proteus aber, der sich in Wasser oder Feuer verwandeln konnte, war er nicht; ohne Zweifel mußte er sich daher, wie der Baron bemerkt, irdendwo unter einem falschen Namen eingeschlichen haben; auch fiel der Zeitpunkt seiner Entweichung mit dem von Müller's Auftreten auf dem Schlosse zusammen. Was stand nun also noch der Annahme entgegen, daß Müller mit jenem Steinbach identisch sei? Nur Eins, sein ehrliches Gesicht. Aber sieht man denn Jedem an Stirn und Nase an, was er im Herzen birgt? Umstrahlt jeden ehrlichen Menschen ein Heiligenschein? Ist jeder Bösewicht mit einem Kainsmaal gebrandmarkt? Oder ist jeder Beobachter ein Gall, der aus phrenologischen Kennzeichen

auf die geistige Fähigkeit und die Gemüthsbeschaffenheit schließt?

Diese und viele andere Fragen legte sich die Comtesse vor, und zwar öfter, als man es nach ihren Aeußerungen an Fanny hätte vermuthen können. Und jedesmal war die Antwort: Er kann kein verworfener Mensch sein; es wäre thöricht, es wäre schlecht, es zu denken. So sieht kein gemeiner Betrüger aus — so nicht. Uebermüthig ist er, spottsüchtig, anmaßend, mitunter wirklich unerträglich, aber ein Dieb? — O pfui! nimmermehr!

Und mehr und nimmer mehr entwich der Argwohn aus ihrer Seele, bis auch nicht die mindeste Spur davon übrig war. Aber etwas Anderes blieb noch eine Weile darin zurück, ein heftiger Unwille.

Sie fühlte Unwillen gegen den Hauslehrer, denn hatte er auch ganz sicher nie ein Verbrechen begangen, so hatte er sie doch durch seine Erwähnung des weißen Hirsches geärgert. Sie fühlte Unwillen gegen den Baron und Fräulein Weinhold, weil sie gegen einen Schuldlosen einen ungerechtfertigten Verdacht geäußert hatten. Sie fühlte endlich Unwillen gegen sich selbst, weil sie ihren Einflüsterungen auch nur einen Augenblick ihr Ohr geliehen und sich sogar hatte hinreißen lassen, gegen die Justizräthin ihre gereizte Stimmung

zu verrathen. Aber war nicht auch in der That die gute Dame ein wenig gar zu coquet? O, es war ihr nicht entgangen, wie sie bei Tisch dem Hauslehrer zugelächelt, mit welch' schmachtenden Blicken sie ihn betrachtet hatte; und nun gar die übertriebene Wärme, womit sie ihr, Hildegard, im Gartensalon gesagt hatte: Herr Müller ist ein sehr liebenswürdiger Mann!

Doch was kümmerte sie denn eigentlich Frau Krause? Nein, gegen sie konnte sie keinen Unwillen hegen. Auch gegen Herrn Müller nicht, denn die Neckerei mit dem weißen Hirsche hatte sie ja doch durch ihre Nothlüge selbst provocirt. Auch nicht gegen den Baron, denn am Ende kann ja doch der Wohlwollendste, Vorurtheilsfreieste durch Trugschlüsse irregeführt werden. Ihm und Fräulein Weinhold konnte sie es jedenfalls verzeihen, wenn auch sich selbst nicht. Sie trug also die ganze Summe ihres Unwillens in ihr eigenes Schuldbuch ein, und grollte tüchtig mit sich selbst. Endlich kam sie zu der Erkenntniß, daß sie dem Herrn Müller für ihren ungerechten und beleidigenden Verdacht eine Genugthuung schuldig sei, und sie beschloß, sie ihm zu geben und zwar eben da, wo die Beleidigung zugefügt worden sei, nämlich in einem sehr verborgenen Winkelchen ihres Herzens. Das war ihr letzter Gedanke, als sie zwei Stunden, nachdem sie zu Bette gegangen war, die müden Augen schloß.

Als sie am nächsten Morgen aufgestanden war, und während sie sich zu der gewöhnlichen Promenade ankleidete, war sie gegen den Hauslehrer milder und versöhnlicher gestimmt, als je zuvor; ja, sie mußte sogar einräumen ... doch nein, warum sich denn immer mit diesem Menschen beschäftigen? Sie hatte ja gestern Abend mit ihm abgerechnet, jetzt wollte sie gar nicht mehr an ihn denken. Sie schickte die Kammerjungfer zu ihrer Cousine, um ihr zu sagen, daß sie schon zum Ausgehen fertig sei. Die Kammerjungfer kam gleich darauf mit der Antwort zurück, daß Fräulein Fanny noch nicht aufgestanden sei und die Comtesse bitten lasse, ein Viertelstündchen auf sie zu warten. Der Morgen war schön, und die Comtesse zog es vor, so lange im Garten zu spazieren. Sie ließ ihrer Cousine die Bank an der großen Pappel als Rendezvousplatz bezeichnen und ging hinunter.

Sie war aber kaum durch die Allee gegangen, die von dem eigentlichen Blumengarten in die entfernteren Theile des Parks führte, und wollte nun in einen schmalen Gang einbiegen, als sie den Hauslehrer dicht vor sich sah. Einen Augenblick war sie unschlüssig, ob sie ihn anreden, oder wie gewöhnlich mit einem stolzen Kopfnicken an ihm vorübergehen solle; und sie hätte sich wahrscheinlich für das letztere entschieden, wenn nicht

plötzlich ein Gedanke in ihr aufgetaucht wäre, der sie schon gestern beunruhigt hatte.

„Herr Müller," sagte sie, als er ehrerbietig grüßend zur Seite trat, um ihr Platz zu machen, „ich habe eine Bitte an Sie."

„Sagen Sie einen Befehl, Comtesse," entgegnete Müller, sich tief verbeugend, „ich werde demselben pünktlich gehorchen."

„Ich rede im Ernst, Herr Müller."

„Das weiß ich, Comtesse; wie könnten Sie sich wohl herablassen, im Scherz mit mir zu sprechen. Auch ich bin vollkommen ernsthaft und gebe Ihnen noch einmal die Versicherung, daß ich Ihrem Befehle gehorchen werde, vorausgesetzt, daß es einem armen Hauslehrer irgend möglich ist. Gilt es zum Beispiel ein Stickmuster zu zeichnen, Namen auf Taschentücher zu schreiben, Blumen umzupflanzen, Kupferstiche oder Aquarelle in ein Album zu kleistern, Pappschachteln zu repariren — in allen diesen Künsten bin ich als wohldressirter Hauslehrer bewandert. Auch kann ich zur Noth ein Fortepiano stimmen, Saiten aufspannen, Schooßhunde gewöhnen und kleine Vögel abrichten, kurz, in Allem, was in mein Fach schlägt, kann ich der gnädigen Comtesse meine Dienste offeriren."

Er hatte dies mit der Zungengeläufigkeit eines wan-

dernden Krämers hergeleiert, der seine Waaren anpreist, und obgleich der Aerger sich in der Comtesse mächtig zu regen begann, nöthigte ihr das Register seiner Fertigkeiten doch ein Lächeln ab. Und als sie nun in seinem hübschen offenen Gesicht die unverwüstlich gute Laune sah, die ihm so gut stand, und auch wohl an das Unrecht dachte, das sie gegen ihn begangen hatte, sagte sie in einem gewinnenden Tone, der ihm bei ihr ganz fremd war:

„Sie sind sehr gütig, Herr Müller, mir Ihre Dienste anzubieten. Doch meine Bitte betrifft etwas Anderes. Wollen Sie mir sie wohl gewähren?“

Ganz erstaunt über die Freundlichkeit, man könnte sagen Vertraulichkeit, womit sie diese Worte sprach, entgegnete er mit Wärme:

„Sprechen Sie, Comtesse, ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen dienen zu können.“

„So verhindern Sie die Jagd, zu der Sie gestern meinen Onkel aufforderten. Ich möchte nicht, daß der alte Mann in den April geschickt würde.“

Das klang nun wieder wie ein Verweis, und er entgegnete in seinem früheren spöttelnden Tone:

„Die Jagd, Comtesse! Aber, mein Gott, darüber habe ich ja nicht zu bestimmen. Robert ist ausgeschickt, um nach dem Hirsch zu sehen, und . . .“

„Und er wird meinem Onkel rapportiren, nicht, was er gesehen oder nicht gesehen, sondern was Sie ihm vorschreiben.“

„Was ich ihm vorschreibe? Aber, Comtesse, welche Macht hätte ich denn über den Willen und das Gewissen Robert's? Seien Sie überzeugt, er wird den weißen Hirsch gerade so gut sehen, wie Sie und ich ihn gesehen haben.“

„Das heißt ganz und gar nicht.“

„Ich bin wie aus den Wolken gefallen. Sie hätten ihn nicht gesehen?“

„Herr Müller, ich hatte Unrecht, als ich mich gestern gegen Sie dieser — — dieser Nothlüge bediente; doppelt Unrecht, da ich Ihnen keine Erklärung schuldig war über das, was meiner Cousine und mir in der Ruine begegnete.“ Diese letzten Worte klangen etwas verletzend, sie fühlte es und setzte schnell hinzu: „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie getäuscht habe und verzichten Sie großmüthig auf Ihre Rache. Ich bitte recht freundlich, die Jagd nicht stattfinden zu lassen.“

„Nun gut, Comtesse,“ erwiederte Müller, „ich will so offen sein, wie Sie es sind; ich habe so wenig einen weißen Hirsch gesehen, wie einen Greif, einen Wehrwolf oder Lindwurm. Aber halten Sie mich auch nicht für schlimmer, als ich bin. Denn theils war es, als gestern bei

Tisch die Rede auf den Hirsch kam, mein Wunsch, Ihnen alle Verlegenheit zu ersparen, in die Sie hätten gerathen müssen, wenn man Sie mit weiteren Fragen bestürmt hätte, theils war ich begierig, zu erfahren, ob es nicht sonst mit der Ruine eine eigene Bewandtniß habe. Doch das erfahre ich ohnehin, will ich hoffen. Die Jagd aber wird nicht Statt finden."

„Robert wird also .....?"

„Er wird rapportiren, daß der Hirsch in einem Luftballon über die Ostsee nach Schweden gesegelt ist, wenn Sie es wünschen."

„Das nun eben nicht."

„Oder daß er vor seinen Augen unter bläulichen Flammen und einem starken Schwefelgeruch in die Erde gesunken ist, wenn Ihnen das besser gefällt."

Die Comtesse lachte.

„Indeß wiederhole ich Ihnen," fuhr Müller fort, „daß ich mit der Jagd noch eine andere Absicht zu erreichen hoffte. Es hätte doch vielleicht die Mühe gelohnt, den Wald um die Ruine herum und diese selbst genau zu durchsuchen. Achtzig bis hundert Treiber hätten da gute Dienste geleistet."

„Und was hofften Sie denn da zu finden?"

„Nun, Comtesse, Sie hörten ja, was gestern von

dem schrecklichen Missethäter, dem Steinbach, erzählt wurde. Wenn dieser gefährliche Dieb und Halsabschneider sich nun wirklich bei der Ruine versteckt hielte, dann . . ."

„Dann, Herr Müller," fiel ihm die Comtesse schnell in's Wort, „müßte ich um so eifriger gegen die Jagd protestiren. Ueberlassen wir den Dienern der Gerechtigkeit das traurige Geschäft, solch' einen Unglücklichen zu hetzen, wie ein wildes Thier. Wir sind, Gott sei Dank, keine Häscher, und sollten bei dieser abscheulichen Menschenjagd eher ihm als ihnen beistehen."

„Wie, Comtesse, versteh' ich Sie recht? Sie wollten einem Verbrecher Vorschub leisten, der, wie Ihnen der Justizrath versichert, nur auf die Gelegenheit lauert, Sie und die Ihrigen zu berauben, ja, wenn er auf Widerstand stößt, sogar vor einem Morde nicht zurückschrecken würde."

„Ja, ich würde ihm Schutz und Hülfe gewähren, wie ich nur immer könnte. Ich halte alle Menschen ihrer Natur nach für zum Guten geneigt, und wenn sie durch den Drang unglücklicher Umstände auf die Bahn des Lasters gestoßen werden, halte ich sie doch für besserungsfähig. Das Richteramt sollten wir Gott überlassen, der allein in die Herzen sehen und die

Größe der Schuld gegen die Größe der Versuchung abwägen kann. Die Strafe würde dann auch nicht ausbleiben; die legt das eigene Gewissen auf."

„Sie wollten also alle Strafgesetze aufheben?"

„Ob und wie sie modificirt oder ganz aufgehoben werden könnten, darüber hab' ich natürlich kein Urtheil. Nur ganz im Allgemeinen kann ich sagen, daß ich es hart und unbillig finde, daß Menschen, die selbst tausend Irrthümern ausgesetzt und stets in Gefahr sind, bei jedem Schritte zu straucheln, sich zu Richtern über ihre Nebenmenschen aufwerfen, doppelt hart und unbillig, da ja doch gerade aus der Mangelhaftigkeit der menschlichen Institutionen die allermeisten Verbrechen entspringen."

„Und was sollte man denn mit den Verbrechern thun?"

„Man sollte sie bessern, statt, wie es geschieht, sie recht gründlich zu verderben, indem man Verführte und nur halbwegs Schlechte mit Solchen einsperrt, die im Laster ergraut und gänzlich verhärtet sind. So straft man sie doppelt und dreifach, weil man ihnen mit der Freiheit zugleich den letzten Rest von Moralität nimmt, und ihnen den Rücktritt in bessere Gesellschaft auf immer unmöglich macht."

„Was Sie da sagen, Comtesse, ist in der Theorie

sehr richtig, ob es aber in der Praxis ausführbar ist . . ."

„Vielleicht ist es das nicht. Aber dann, wie ich vorhin sagte, überlassen wir es den Dienern der sogenannten Gerechtigkeit, ihre mangelhaften Gesetze in Anwendung zu bringen. Wir andern jedoch, die die Mittel besitzen, zu helfen, zu rathen und zu bessern, wo es das Gesetz nicht kann, wir sollten auch den Muth und den Willen haben, es zu thun, so oft sich die Gelegenheit dazu bietet. Nie würde ich jenen Steinbach oder sonst einen Verbrecher dem Zuchthause zurückgeben; ich würde ihm vielmehr helfen, seine Freiheit zu bewahren und sie gut anzuwenden. Wie denn auch immer das Resultat wäre, ich wenigstens hätte meine Pflicht gethan. Doch entschuldigen Sie diese philanthropischen Reden, die ein wenig zu sehr den Blaustrumpf verrathen, und die Sie vielleicht mißbilligen."

Sie hatte mit einem Feuer gesprochen, das den jungen Mann in Erstaunen setzte. Der günstige Zufall, von dem gestern Abend der Haushofmeister gesprochen hatte, war eingetroffen. Sie hatte endlich einmal die starre Form beseitigt, und ihm einen Blick in ihr edles Herz gestattet.

„Ich sie mißbilligen, Comtesse!" rief er mit gleicher Wärme, „nein, wahrlich nicht. Ich bin hocherfreut,

solche Worte von Ihnen zu hören, und würde bei jeder sich darbietenden Gelegenheit ganz in Ihrem Sinne handeln. Meine Absicht mit der Jagd war auch eine ganz andere, als die, welche ich vorhin angab. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie sagen, daß ein Mensch nie so gänzlich verdorben ist, daß keine Besserung möglich wäre, Sie haben aber namentlich in Bezug auf jenen Steinbach Recht, ich bin davon überzeugt, ich weiß es."

„Wie?" sagte die Comtesse und sah ihm, indem sie unwillkührlich einen Schritt zurückwich, forschend in's Gesicht. „Sie kennen ihn?"

„Ich hielt mich gerade in der Hauptstadt auf," entgegnete Müller, „als sein Prozeß zur Verhandlung kam. Was ich dort zufällig von seinem Rechtsbeistand hörte, will ich Ihnen in Kürze mittheilen; es klingt allerdings ganz anders, als der völlig entstellte Bericht, den Ihnen gestern der Justizrath zum Besten gab.

Steinbach stammt aus einer sehr achtbaren Familie und hat die beste Erziehung genossen. Er besitzt viel natürliche Begabung, und hat sich schätzenswerthe Kenntnisse erworben. Unter anderen Umständen hätte er es weit bringen können; denn auch an äußeren Vorzügen fehlt es ihm nicht, und seine Gemüthsart ist eine weiche, gefühlvolle und allen edlen Eindrücken zu-

gängliche. Nur ein Hang zum Leichtsinn, eine große Schwäche des Charakters gab sich von seiner Kindheit an bei ihm kund. Mit den Jahren hätte er sich mehr Ernst und Sittenstrenge aneignen können, doch die Hauptstadt bietet einem jungen Manne tausend Verlockungen, denen manche kräftigere Natur unterliegt. Dazu hatte Steinbach das Unglück, in die Hände eines Roue's der allergefährlichsten Art zu fallen, eines Mannes von hoher Geburt, dessen Namen ich jedoch nicht erfuhr. Er verleitete ihn zu hohem Spiel und anderen Ausschweifungen, endlich auch zu dem ersten, an seinem Prinzipal verübten Diebstahl. Dieser war nur begangen worden, um einer augenblicklichen, peinlichen Verlegenheit abzuhelfen und mit der Absicht, das Entwendete wieder zu ersetzen. Aber die erwarteten Gelder blieben aus, es mußte ein zweiter Betrug verübt werden, um den ersten zu verheimlichen, dann ein dritter und vierter. So reiht sich, wenn der erste Schritt auf der Bahn des Lasters gethan ist, Vergehen an Vergehen, und nicht selten ist, wie Sie sich leicht denken können, die Umkehr unmöglich. Erst handelt es sich um eine kleine Summe, doch die Schuldenlast wächst, das öftere Gelingen erhöht den Reiz der Versuchung, die . . . . . aber, mein Gott, Comtesse, was ist Ihnen? Sie werden blaß, Sie . . ."

„Es ist nichts," entgegnete die Comtesse, mühsam nach Fassung ringend, „nur eine Anwandlung von Schwindel; es wird gleich wieder vorübergehen. Doch da seh' ich meine Cousine kommen, ich muß Sie verlassen. Nur noch ein Wort, Herr Müller, sollten Sie — zufällig — mit diesem Unglücklichen zusammentreffen, so thun Sie für seine Rettung, was Sie vermögen. Er muß fort von hier, wo ihm nachgespürt wird, wo er sich unmöglich lange verborgen halten kann, fort in's Ausland, nach Amerika. Doch, dazu gehört Geld; nun, ich bin reich, es soll ihm daran nicht fehlen. Sollten Sie ihn auffinden, Herr Müller, so verfügen Sie über meine Mittel, ganz unumschränkt, ich bitte Sie darum, ich wünsche es sehr; und Alles bleibt unter uns. Nur handeln Sie schnell, o recht schnell."

Sie wandte sich von ihm ab und eilte ihrer Cousine entgegen, mit der sie gleich darauf in der großen Allee verschwunden war.

„Was in aller Welt Gottes war das?" fragte er sich, noch immer völlig verwirrt auf demselben Flecke stehen bleibend. „Sollte sie — ja, beim Himmel, es ist nicht zu bezweifeln, sie kennt diesen Steinbach, er besuchte ja früher in B. die vornehmen Zirkel — und — aber Donnerwetter! sie scheint einen ganz aparten

Gefallen an schlechten Subjecten zu finden; denn auch dieser Baron ist ihr nicht gleichgültig, und wenn der nicht gleichfalls ein falsches Spiel treibt, so will ich mein Leben lang mein ehrliches Gesicht hinter einer Maske verbergen."

Er ging rasch weiter und schlug in recht ingrimmiger Weise mit seinem Spazierstock die Löwenzahnblüthen am Wege ab.

„Das war also ihre Philanthropie," fuhr er fort, „die sie mit so großer Begeisterung vortrug? Pah! — Und ich war Schafskopf genug, mich gleich mit kopfüber in die Philanthropie zu stürzen, da ich doch alle Ursache hatte, mich eher der Misanthropie zu ergeben. — Wie sie übrigens schön ist, wenn sie so in's Feuer geräth! Wahrhaftig, so ein Paar Augen könnten einen Heiligen bethören. Wenn ich nicht der grundehrliche Müller wäre, ich möchte der Spitzbube Stein . . . nein halt, das nicht, selbst um den Preis.

Ich hatte oft wohl grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden."

Als er seinen Weg noch eine Strecke weit verfolgt hatte, befand er sich an der Umzäunung des Parks. Er erklomm den hohen Wall, zwängte sich durch das dichte Haselgesträuch, das die lebende Hecke bildete, sprang auf der anderen Seite über einen breiten Graben

und war im Freien. Dann schritt er über ein Brachfeld dem Gehölze zu, in welchem die Ruine lag.

7.

Zu eben der Zeit ging längs dem Saume des Waldes, der sich vom Dorfe aus den Hügel hinanzog, auf welchem das Schloß stand, ein junger Mann in der Tracht eines Jägers und mit einem Jagdhunde an der Leine.

Die Sonne schien hell und warm vom wolkenlosen Himmel herab und brach sich in den Millionen an den Blättern und Blumenkelchen hangenden Thautropfen, daß sie das Aussehen von Diamanten in dem Diademe einer Feenkönigin gewannen, die Luft war von Wohlgerüchen geschwängert, im Walde schlugen lustig die Finken, und über die offenen Felder hin jubelten die Lerchen, kurz, die Natur schien an diesem Morgen im vollsten Wonnegenuß ewiger Jugendkraft und Jugendlust zu schwelgen. Ganz anders verhielt es sich mit dem Jäger.

Er schritt gesenkten Hauptes einher, und erhob er auch zuweilen die Augen, um sie über die herrliche Gegend

hinschweifen zu lassen, so senkte er sie doch gleich darauf wieder zu Boden, als sähe er in dem kräftigen Naturleben, das sich um ihn her so frisch und munter regte, nichts als einen schroffen Gegensatz zu der tiefen Trauer, die sein Inneres erfüllte.

Als er das Ende des Waldes erreicht hatte, wo sich eine freie Aussicht in das Thal eröffnete, blieb er stehen und sah lange sinnend auf das Dorf hinunter, oder richtiger auf ein Bauerngehöft, das außerhalb des Dorfes am Abhange des Hügels lag. Ein Fußsteig schlängelte sich von der Stelle, wo er stand, zwischen einzelnen Baumgruppen hindurch bis zum Gehöfte, aber nur stellenweise konnte man ihn von dort oben sehen.

Der Jäger schien auf Jemand zu warten, doch bald wurde er ungeduldig und wandte sich mit einem mißmuthigen: „Ach was, sie kommt doch nicht" ab, um seinen Weg fortzusetzen; da hob Juno den Kopf und sog schnüffelnd die Luft ein, worauf sie freundlich wedelnd mit ihrer feuchten Schnauze an die Hand ihres Herrn stieß.

„Was giebt's, Alte?" sagte er barsch, aber plötzlich zuckte es wie ein Freudenstrahl über seine ernsten, doch hübschen Züge, und er ging rasch den Hügel hinab der Kommenden entgegen.

Die Kommende aber war ein junges, frisches

Mädchen in Bauerntracht und mit einem Korbe am Arm. Sie erröthete, als sie ihn sah, und blickte sich schnell um, als fürchte sie, mit ihm gesehen zu werden. Zu gleicher Zeit stand sie still, offenbar unschlüssig, ob sie nicht wieder umkehren solle.

„Willst Du mir nicht guten Morgen sagen, Marie?“ redete sie der Jäger an, „ich sollt' doch meinen, eines Grußes noch werth zu sein, wenn die da drunten mich auch 'nen armseligen Livreeständer schelten.“

Sie nahm den Korb in die linke Hand, wehrte den Hund ab, der freudig bellend an ihr emporsprang, und reichte dem Jäger die rechte.

„Sei mir nicht böse, Robert,“ bat sie, „aber sieh', träfe mich der Vater hier, du weißt, wie streng er ist, ich müßt' viele harte Worte hören.“

„Nun, so geh' ich wieder, Marie,“ sagte der Jäger, halb schwermüthig, halb verdrießlich, und wandte sich von ihr ab, „Du sollst wegen meiner nicht ausgezankt werden.“

„Nein, bleibe, Robert,“ entgegnete sie und erfaßte schnell seinen Arm, „ich hatte Unrecht. Für ein freundlich' Wort von Dir, das weißt Du ja, ertrag ich gern jedes Ungemach. O sag' mir, daß Du mir gut bist.“

„Daß ich Dir gut bin? Kannst Du daran zweifeln?“

„Ich weiß nicht, was ich denken soll, Robert. Du siehst so böse aus.“

„Ja, böse bin ich auch,“ rief der Jäger und stampfte zornig mit dem Fuße, „fuchsteufelswild bin ich. Ich zürne Deinem Vater, der Dich zu Deinem Unglück zwingen will, ich zürne dem kleinen, windigen Teigkneter, der immer um Dich herumscherwenzelt, ich zürne der ganzen Welt, die nur auf den Geldsack sieht und das, was hier schlägt“ — er preßte die Hand auf's Herz — „für nichts achtet. Doch, ich seh', daß meine Heftigkeit Dich betrübt, Marie. Na, ich bin schon wieder ruhig, und Dir bin ich von ganzem Herzen gut und werd' es immer bleiben, mag's denn in des Henkers Namen kommen, wie es will. Aendern läßt sich ja nun einmal nichts daran, aber Freunde wollen wir bleiben, Marie, so lange wir leben. Und sieh', das war's auch nur, was ich Dir sagen wollte.“

Sie reichte ihm abermals die Hand und sah ihm liebevoll in die funkelnden Augen, während sich die ihrigen mit Thränen füllten.

„So sei es, lieber Robert,“ entgegnete sie nach einer Pause und wischte mit dem Zipfel ihrer Schürze die Thränen von den Wangen, „Freunde wollen wir

bleiben, das kann uns Niemand wehren; aber treffen dürfen wir uns nicht mehr. Du kennst den Vater noch nicht, es würde ein Unglück . . ."

Sie vollendete den Satz nicht, denn oberhalb der Stelle, wo sie standen, am Saume des Waldes, wurden Schritte vernommen. Behend, wie ein flüchtiges Reh, sprang sie in das Gebüsch neben dem Fußsteig; in das Gesicht des Jägers aber stieg die Röthe des Zornes, er stieß einen Fluch aus, wandte sich rasch um und ging die wenigen Schritte wieder den Hügel hinan, von wo er soeben gekommen war. Hier begegnete ihm der Hauslehrer.

„Meiner Treu, Robert," sagte dieser lachend und legte die Hand vertraulich auf die Schulter des Jägers, „es thut mir leid, Ihr Stelldichein gestört zu haben."

„Mein Stelldichein — — Sie — Sie irren, Herr Müller," stotterte Robert verlegen.

„Schon gut, Robert, in Liebesangelegenheiten soll man discret sein; daß Sie es sind, muß ich loben; aber diesmal ist es nutzlos. Ich sah die hübsche Marie recht gut, wie sie leicht und schnellfüßig wie eine Nymphe der Diana durch das Gebüsch sprang. Und nun, mein Freund, eilen Sie ihr nach, denn Sie werden ihr gewiß noch was zu sagen haben. Ich will den Elephanten machen. Na, potz Wetter, wird's?

Herr Gott! wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Sie Eisbär ..."

„Es geht nicht, Herr Müller," sagte kopfschüttelnd der Jäger, indem er den Fußsteig hinabschaute, um noch einen Blick von der Entflohenen zu erhaschen, „hier nicht — — und überhaupt nicht — — es ist vorbei!"

„Wohin gehen Sie, Robert?" fragte Müller. Der Jäger zeigte mit einer ärgerlichen Geberde in der Richtung, in welcher die Ruine lag.

„So kommen Sie," fuhr Müller fort, „ich begleite Sie."

Die beiden jungen Männer schritten eine Weile schweigend neben einander her. Der Jäger schien so sehr mit seinen trüben Gedanken beschäftigt, daß der Hauslehrer Anstand nahm, das Gespräch gleich wieder anzuknüpfen. Endlich begann er in einem theilnehmenden Tone:

„Sie wissen, Robert, daß ich es gut mit Ihnen meine."

„Ja, Herr Müller, das weiß ich," erwiederte der Jäger und erhob seine Augen mit dem Ausdruck des vollsten Vertrauens zu seinem Begleiter.

„Und daß ich Ihnen gern dienen möchte," fuhr Müller fort.

„Wenn Sie's sagen, so glaub' ich's."

„So werden Sie es denn auch für etwas Besseres halten, als bloße Neugierde, wenn ich Ihnen einige Fragen vorlege. Wollen Sie mir diese ganz offenherzig beantworten?"

„Auf mein Wort, das will ich, Herr Müller."

„Gut, das Verhör beginnt also. Ist Ihre Liebe zu dem Mädchen wirklich von dem echten, dauerhaften Stoff, von dem man glauben darf, daß er für's ganze Leben warm halten wird?"

„Ich möchte schwören, Herr Müller, daß der Stoff nie fadenscheinig wird," antwortete der Jäger, auf den der heitere Ton des Hauslehrers seine Wirkung zu üben begann.

„Und der, aus welchem Mariens Gegenliebe besteht?" forschte dieser weiter.

„Ist solide Waare, Herr Müller, Sie mögen mir's glauben."

„Und doch sind Sie so melancholisch, wie eine Sumpfeule, Robert; das begreif' ich nicht. Ich würde an Ihrer Stelle über alle Maßen fidel sein; denn wenn ich es auch nie erfahren habe, so bezweifle ich doch nicht, was das alte Lied sagt: Lieben und geliebet werden, ist das größte Glück auf Erden."

„Man könnt' auch sagen, es sei das größte Unglück auf Erden," seufzte der Jäger.

„Und wie paßt diese Variante auf Ihren Fall, Sie schmachtender Seladon? Erzählen Sie mir das."

„Nun, wenn man ohne Hoffnung liebt . . ."

„Larifari! Man soll nicht ohne Hoffnung lieben, man kann gar nicht ohne Hoffnung lieben."

„O doch, Herr Müller, mit mir ist's so. Mariens Vater, der Dorfschulze Erichsen — nun, Sie kennen ihn ja — ist ein harter, eigensinniger Mann; der besteht auf seinem Kopf, wenn er sich 'mal was vorgenommen hat, mag's biegen oder brechen. Er hat geschworen, daß die Marie den Bäcker da drunten heirathen soll, und dabei bleibt's."

„Wie? doch wohl nicht den kleinen spreizbeinigen, hochnäsigen Affen, der immer so geht?" Müller ahmte den Gang des Bäckers nach.

„Ja, ja!" lachte der Jäger, „eben der ist's."

„Der sich so gewaltig aufbläht und sich in die Brust wirft und die Haare in die Höhe streicht und aussieht, wie ein ausgestopfter Wiedehopf?"

„Ja, mein' Seel', so sieht er accurat aus," schmunzelte Robert, der über diesen Witz auf Kosten seines Rivals große Freude empfand.

„Verpacken Sie ihn in Hede und Löschpapier," fuhr Müller fort, „und schicken Sie ihn als ornithologische Seltenheit an das Naturalien-Cabinet in B."

„Sie würden ihn da wohl nicht brauchen können, Herr Müller."

„So muß ihm Marie den Laufpaß schreiben."

„Das geht nicht."

„Freilich geht's. Sie muß ihm sagen, daß sie ihn nicht will, weil er ihr unausstehlich ist, daß seine Nähe ihr Ekel erregt, und daß sie sich nur wohl fühle, wenn sie ihn in seinem Backofen weiß, daß sie seine Semmel abscheulich findet, daß seine Zwiebacke so ungenießbar sind, wie er selber, und er so trocken und altbacken, wie seine Zwiebacke, daß sie seine Zweischillingsbrode gewogen und zu leicht gefunden hat, daß sie auch ihn gewogen und zu leicht gefunden hat, daß er ihr nie mehr vor die Augen kommen und sich in seinem eigenen Backtroge umkneten lassen möge, wie er es mit seinem alten, abgestandenen Teig thue."

Der Jäger lachte, aber gleich wurde er wieder ernst und sagte mit bewegter Stimme:

„Sie wissen nicht, Herr Müller, was das arme Mädchen zu Hause zu erdulden hat. Der Vater läßt es nicht immer bei harten Worten bewenden, wenn sie ihm zuwiderhandelt. Die wären noch zu ertragen;

aber wenn er in's Eifern kommt, da kennt er sich nicht mehr, und — Tod und Teufel! . . ."

Robert schwieg und schüttelte zornig die geballte Faust gegen das Bild des Dorfschulzen, das ihm ohne Zweifel vor Augen schwebte.

„Wie?" fragte Müller entrüstet, „er mißhandelt sie?"

Robert nickte mit dem Kopfe.

„Pfui!" rief Müller, „der Elende, ein Weib, seine eigene Tochter zu schlagen. Aber warte, alter Tiger, der kleine Mehlwurm wird doch nie Dein Schwiegersohn."

„Er wird's, Herr Müller," sagte Robert traurig, „denn der Tiger sieht auf's Geld, nur auf's Geld, und das hat der Mehlwurm."

„Wie aber ist er dazu gekommen?" fragte Müller. „Die Leute behaupten ja, er sei filzig und geizig und verkaufe zu leichtes Brod. Ist das wahr?"

„Ja, es ist wahr, und obendrein leiht er Geld aus auf Wucherzinsen. Und das eben ärgert und kränkt mich, daß die Thaler, die armen Leuten in betrügerischer Weise abgezwackt werden, mehr gelten, als ein honneter Charakter. Eine rechte Schande ist's. Der alte Erichsen hätte nicht nöthig, auf das Vermögen seines Schwiegersohnes zu sehen; denn er ist selbst reich und hat ja nur das eine Kind. Der Geizhals

will ihr keine Mitgift geben. Na, meinetwegen könnt' er seine Geldsäcke behalten. Ich nähm' die Marie auch so, und durchbringen würden wir uns Beide schon; darum wär's mir nicht bang'."

„Abgemacht!" rief Müller und focht mit seinem Spazierstock in der Luft, „abgemacht, Robert, Sie heirathen das Mädchen!"

„Ja, das ist leicht gesagt," brummte der Jäger mißmuthig.

„Und nicht so gar schwer durchzusetzen," betheuerte sein Begleiter.

„Ach, Herr Müller, reden Sie doch nicht so in's Blaue hinein."

„Ach, Herr Robert, seien Sie doch nicht so griesgrämisch und mattherzig. Donnerwetter! schickt sich das für einen jungen, schmucken Burschen, den Kopf hängen zu lassen, weil nicht gleich der Herr Papa ihn fein artig bittet, doch so freundlich zu sein, seine Tochter zu heirathen? Nein, Robert, kein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, freut sich eines Glückes, welches sich ihm von selbst darbietet, nach welchem er nur die Hand auszustrecken braucht. Nur das mühsam Erkämpfte hat für einen braven Kerl wirklichen Werth. Glauben Sie mir, ich würde nie heirathen, wenn ich nur so ohne Weiteres wie ein zahmes Schaf

in die Hürde der Eheleute laufen könnte. Aber wenn man mir sagte: nur durch Ueberwindung aller erdenklichen Hindernisse kannst Du Dein Mädchen gewinnen, die Muhmen und Basen werden Dir Malicen sagen, der grimmige Vater wird Dir die Thür zeigen, man wird die Hunde auf Dich hetzen und mit Pistolen nach Dir schießen, Du mußt die Kammerzofen bestechen, die Bedienten prügeln, bei Nacht und Nebel hohe Gartenmauern übersteigen, mit Gefahr Deines Lebens geheime Zusammenkünfte bewerkstelligen — o, ich würde Feuer und Flamme sein; oder würde man mir, wie einst dem Hüon die Bedingung auferlegen, dem Khalifen von Babylon vier Backenzähne und eine Handvoll Barthaare auszureißen — beim Zeus! ich würde nicht ruhen, ehe ich mein Ziel erreicht hätte. Drum fort mit aller Trübsal, Kopf in die Höhe, edler Weidmann, Brust heraus, und ein fideles Gesicht gemacht. So, das steht Ihnen viel besser, als Ihre gewöhnliche Jammermiene; das würde Ihnen auch Marie sagen."

Dem Jäger wollte es doch nicht recht gelingen, ein fideles Gesicht zu machen. „Ja, ja, Herr Müller," sagte er nicht ohne Bitterkeit, „Sie haben gut scherzen."

„Scherzen ist mir ein Lebensbedürfniß," entgegnete Müller, „ich würde krank werden, wenn ich nicht mehr

scherzen könnte. Sie dürfen mir das Scherzen nicht übel nehmen, Robert; was hätten Sie davon, wenn ich in Folge zurückgetretener Lustigkeit milzsüchtig würde. Uebrigens, Freund, liegt in meinem Scherz oft mehr Ernst, als Sie denken mögen, und mit Ihrer Heirath ist es mir wahrhaftig Ernst. Marie soll Ihre Frau werden, so wahr ich . . . Müller heiße. Lassen Sie mich nur machen."

„Aber was wollen Sie denn machen, Herr Müller?"

„Das, wozu Sie sich nicht entschließen können, wie ich sehe. Intriguiren will ich, cabaliren, chicaniren, harceliren und tribuliren. Mit List will ich die rohe Gewalt des grausamen Vaters bekämpfen, mit schlauen Ränken den schnöden Bäcker aus dem Felde schlagen. Er ist eine lächerliche Person — gut, seine Lächerlichkeit sei meine Waffe und sein Verderben! Sie soll an ihm zum Mörder werden, ihn dahinraffen, elendiglich vertilgen. Und Sie, geschossener Schütze, müde gejagter Jäger, sollen die Hand dabei gar nicht im Spiele haben. Der Verdacht wird erst auf Sie fallen. Sorgen Sie dafür, daß er wieder von Ihnen abgelenkt werde; im Uebrigen lassen Sie mich gewähren."

Die beiden jungen Männer hatten das Gehölz erreicht, das die Ruine umgab. Es lag hier am Ab-

hange einer Schlucht, die sich zwischen den Hügeln hinzog, eine gefällte Eiche.

„Ein schöner, schattiger Platz," sagte Müller, indem er stehen blieb und die herrliche Scenerie um sie her wohlgefällig betrachtete. „Kommen Sie, Robert, setzen wir uns auf den Baumstamm; der Morgen ist heiß, und wir sind schnell gegangen."

Er wartete die Beistimmung des Jägers nicht ab, sondern ließ den Worten die That folgen.

„Wie malerisch diese Schlucht ist," fuhr er fort, „mit ihren weißen Sandabhängen, dem klaren Bache drunten, und den prächtigen grünen Bäumen, die sich drüber hinwölben. Ich will gleich eine flüchtige Skizze davon entwerfen."

Er zog ein Skizzenbuch aus der Tasche und spitzte die Bleifeder.

„Nun, so setzen Sie sich, Robert," sagte er, „Sie brauchen doch wohl kein weich gepolstertes Canapee, Ihre liebeskranke Person darin auszuruhen."

„Ich sollte nach einem weißen Hirsche sehen," entgegnete der Jäger verdrießlich.

„Pah! den werden Sie nicht zu sehen bekommen."

„Aber Sie selbst, Herr Müller, haben ja dem Herrn Kammerherrn . . ."

„Ich habe mich geirrt, das weiß ich jetzt gewiß;

es war kein Hirsch, den ich sah, es war ein Zaunkönig.“

„Ein Zaunkönig?“

„Oder ein Baumstumpf, ein Ameisenhaufen — was Sie wollen — es war neblig, und Sie wissen, daß der Nebel Alles anders und größer erscheinen läßt. Doch davon nachher; ich werde Ihnen sagen, was Sie dem Kammerherrn zu melden haben.“

Der Jäger nahm nun neben dem Hauslehrer Platz, indem er lachend sagte: „Dacht' ich mir's doch gleich, daß Sie wieder einmal einen Spaß gemacht hätten.“

„Ja, so war's. Doch nun erzählen Sie mir Etwas, während ich zeichne.“

„Ich erzählen, Herr Müller? Ach, du lieber Himmel, was hätt' ich wohl zu erzählen?“

„Ich weiß, das Ihre bis jetzt hoffnungslose Freierei nicht Ihr einziger Kummer ist.“

Da haben Sie schon Recht, Herr Müller, ich hab' noch einen anderen Kummer.“

„Wollen Sie mir ihn mittheilen?“

„Die Wahrheit zu sagen, Herr Müller, ich hab' schon oft daran gedacht, mit Ihnen von der Sache zu sprechen; denn, wie Sie wissen, hab' ich Vertrauen zu Ihnen.“

„Ihr Vertrauen soll nicht getäuscht werden, Freund.“

„Na, das weiß ich, und so hören Sie denn.“

Der Jäger rieb sich die Stirn, als sinne er darüber nach, wie er seine Erzählung beginnen solle; dann hub er mit ernster, tiefer Stimme an:

„Ich hab' eine Schwester, oder richtiger, ich hatte eine; denn es wäre Thorheit zu bezweifeln, daß sie todt ist. Sie war ein bildhübsches Mädel, darf ich wohl sagen, und ein gutes, braves Mädel dazu. Und sie und ich, wir hatten uns recht lieb, wie nur immer Geschwister einander lieb haben können. Auch den Eltern war die Katharina oder Käthchen, wie wir sie immer kurzweg nannten, an's Herz gewachsen, sie war ihr Stolz und ihre Freude. Wir waren eine glückliche Familie, Herr Müller, wenn wir auch arm waren. Mein Vater war Holzvogt auf dem Gute Eichthal bei P., müssen Sie wissen, und seine Stelle trug ihm nur wenig. Aber wo Liebe und Eintracht zu Hause sind, da ist gut sein, und wär' es auch in der elendesten Hütte. Wir waren Alle lustig und guter Dinge, ich sowohl, als die Anderen. Sie hätten damals nicht von mir sagen können, daß ich mattherzig und griesgrämisch sei; denn ich lachte und scherzte vom Morgen bis zum Abend mit Käthchen, die ein so heiteres, fideles Ding war, wie es kein zweites auf dem ganzen Gute gab.

Doch genug davon; es ist ja nun einmal Alles dahin! Als Käthchen heranwuchs und confirmirt war, wollten die Eltern durchaus, daß sie aus dem Hause sollte, um was Rechtschaffenes zu lernen, sowohl was die feinen Manieren anbelangt, als auch im Kochen, Waschen, Plätten und dergleichen mehr. Dazu war nun freilich bei uns keine Gelegenheit. Auch meinte der Vater, sie müsse was verdienen; denn es waren knappe Zeiten, und es wurde ihm manchmal sauer genug, für's Tägliche zu sorgen.

Käthchen hatte keine rechte Lust, in den Dienst zu gehen, und den Eltern wurde es schwer, sich von ihr zu trennen; und so wurde denn über die Sache viel hin und her gered't. Aber endlich kam es doch so, und das Mädel kriegte auch eine gute Stelle bei einer vornehmen Herrschaft in der Hauptstadt. Anfangs hatte sie Heimweh, das merkten wir aus ihren Briefen, wenn sie's auch nicht gerade heraus schrieb. Später aber gefiel ihr doch das muntere, vergnügliche Leben in der großen Stadt, und da auch ihre Herrschaft sie freundlich behandelte, ging Alles so weit ganz gut.

Einmal besuchte sie uns auf Weihnachten. Na, das war ein Jubel, kann ich Ihnen sagen. Sie war noch viel hübscher geworden, und die feinen Manieren

hatte sie so gut losgekriegt, und die Stadttracht stand ihr so flott, daß sie aussah, wie 'ne rechte vornehme Dame. Die Alten hatten ihre Freude daran, ich auch. Wir meinten, sie könne noch Kammerjungfer werden auf Eichthal bei der gnädigen Herrschaft und dann wohl auch mit der Zeit den Sohn eines reichen Bauern, Namens Detloff, heirathen, der schon lange ein Auge auf sie geworfen hatte. Aber das sollte leider Gottes anders kommen.

Als Käthchen drei Jahre in der Stadt gewesen war, wurden ihre Briefe immer seltener, endlich schrieb sie gar nicht mehr. Die Eltern machten sich darum eben keine große Sorge; sie meinten, es fehle ihr an Zeit. Nur ich hatte so meine Ahnungen und machte mir damals schon allerhand Gedanken.

Da starb plötzlich der Vater, und wenige Tage darauf auch die Mutter. Das war für mich ein harter Schlag; denn wenn man seine Eltern lieb hat, Herr Müller — — aber das gehört nicht zur Sache. Ich stand nun mit der Schwester allein in der Welt; es war mir, als müsse ich sie jetzt doppelt lieb haben, da ich ja sonst Niemand hatte. Mit der Marie war es damals noch nichts. Ich schrieb nun an Käthchen und theilte ihr die Trauerbotschaft mit, und ich bekam auch gleich eine Antwort von ihr. Sie nahm aber die

Sache viel leichter, als ich gedacht, ja, fast so, als sei ihr durch den Tod der Eltern ein Stein vom Herzen genommen. Ich wunderte mich über ihre Gefühllosigkeit, ich grämte mich darüber; aber später begriff ich sie nur zu gut und verzieh sie ihr. Es war dem armen Mädchen wirklich ein Trost gewesen, daß die Eltern ihre Schande nicht erlebt hatten!"

Der Jäger hielt in seiner Erzählung inne und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Müller ließ den Bleistift ruhen und betrachtete ihn theilnehmend. Ein convulsivisches Zucken durchbebte die robuste Gestalt des jungen Mannes; der Schmerz hatte ihn völlig überwältigt. Juno, die bis dahin ruhig zu den Füßen ihres Herrn gelegen hatte, erhob sich und legte den Kopf auf seine Kniee, indem sie ihn mit ihren klugen Augen treuherzig betrachtete, als wollte sie ihm zu verstehen geben, daß sie seinen Kummer kenne und theile.

„Ja, ja, Alte," murmelte Robert dumpf vor sich hin, indem er den Hund streichelte, „du weißt, von wem die Rede ist, merk' ich schon; hast sie auch gekannt. — Na, brauchst nicht auch noch mitzuhelfen, mir das Herz schwer zu machen — kusch dich, altes Vieh — so recht."

Diese Unterhaltung mit seinem Hunde schien das

innere Gleichgewicht des Jägers einigermaßen wieder hergestellt zu haben, und ziemlich gefaßt fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Ich grollte, wie gesagt, dem Käthchen wegen ihres Mangels an kindlicher Liebe und mocht' ihr gar nicht mehr schreiben, und so vergingen einige Monate, ohne daß ich von ihr hörte. Da aber bekam ich eines Tages einen Brief von ihr — es war gerade an einem Montage, und ich hatte Ordre, einen feisten Bock zu schießen; denn auf dem Schloß hatten sie Gäste bekommen — den Tag vergess' ich nie; denn seitdem bin ich nie wieder so recht froh gewesen.

Sie schrieb mir, daß sie vor längerer Zeit einen jungen Mann habe kennen lernen. Er habe sich für 'nen Handwerker ausgegeben und ihr Heirathsanträge gemacht, und ihr so große Aufmerksamkeit bewiesen und ihr mit so vielen Schwüren Liebe und Treue gelobt, daß sie ihm endlich ihr Herz und ihr ganzes Vertrauen geschenkt habe. Und sie hätten sich fast täglich gesehen — auch in seiner angeblichen Wohnung — und eines Abends — in einer schwachen Stunde ... verdammt sei der Schurke ...!"

Der Jäger sprang auf und ging mit heftigen Geberden hin und her. Juno folgte ihm getreulich auf Schritt und Tritt.

„Kusch dich, vermaledeiter Köter!“ rief er ihr grimmig zu; „nieder mit dir, oder das Millionenkreuzdonnerwetter soll . . . na,“ fügte er nach einer Pause begütigend hinzu, als er sich wieder auf den Baumstamm gesetzt hatte und die Hand auf den Kopf des Hundes legte, „war ja nicht so böse gemeint ... aber ruhig, sag' ich dir — so recht. Nun, Herr Müller,“ fuhr er dann fort, „Sie haben mich wohl verstanden, denk' ich. Der Bube war nicht von geringem Stande und dachte nicht daran, das Mädel zu heirathen. Das Alles war nur eine niederträchtige Komödie, die er mit ihr gespielt hatte; denn er mochte wohl eingesehen haben, daß sie nicht so leicht zu berücken wäre, wie die leichtsinnigen Stadtdirnen, daß es dazu eines Heirathsantrages, falscher Schwüre und anderer hundsföttischer Spiegelfechtereien bedürfe. Und als er nun seinen schändlichen Zweck erreicht hatte, verließ er sie. Doch sie war ein fixes, herzhaftes Mädchen und nicht gesonnen, ihn so leichten Kaufes entkommen zu lassen, denn sie dachte an das Kind, das sie unter dem Herzen trug. Darum wandte sie denn auch Alles an, seinen wahren Stand und Namen, sowie seine wirkliche Wohnung zu erfahren, und obgleich das in der großen Stadt nicht leicht war, gelang es ihr doch. Sie ging zu ihm, sie bat ihn, sie flehte ihn an, sein heiliges

Versprechen zu halten, nicht ihrethalben — denn sie liebte ihn nicht mehr — sondern um seinem Kinde einen ehrlichen Namen zu geben und als Vater für dasselbe zu sorgen. Das war recht thöricht von ihr, werden Sie vielleicht sagen, Herr Müller; aber Sie müssen bedenken, daß sie in ländlicher Einfachheit erzogen war und nicht wußte, wie es vornehme Herren giebt, die ein Eheversprechen nur als einen Kniff betrachten, um ein armes, leichtgläubiges Kind zum Falle zu bringen. Sie war so einfältig zu glauben, ein Schwur sei eben nur ein Schwur, und der Vornehmste müsse ihn so gut halten, wie der Geringste. Als er sie daher mit Kränkungen und Schmähreden von sich stieß, als sei sie eine verworfene Kreatur, da drohte sie ihm mit den Gerichten. Aber mein adeliger Herr hatte sich mittlerweile mit einer reichen und vornehmen Dame verlobt und achtete so wenig ihrer Drohungen, als er sich von ihren Bitten hatte erweichen lassen.

Da mag es denn wohl zwischen ihnen zu heftigen Auftritten gekommen sein, denn Käthchen hatte einen festen und beharrlichen Sinn und bestand auf ihrer Forderung. Als sie aber doch nichts erreichen konnte, wandte sie sich an mich, als ihren natürlichen Beschützer, und bat mich, zu ihr zu eilen, ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Sie können sich nun leicht denken, welchen Eindruck ihr Brief auf mich machte. Ich meinte vor Schmerz, Scham und Zorn den Verstand zu verlieren; mein einziger Gedanke war, mich an dem schändlichen Verführer zu rächen.

Noch am nämlichen Tage reiste ich nach der Hauptstadt ab. Als ich dort angekommen war, begab ich mich sogleich zu Käthchens Herrschaft. Doch da wußte man nichts von ihr. Seit drei Tagen sei sie verschwunden, hieß es, Niemand habe eine Ahnung, wohin sie gegangen sei. Ihre Sachen und ihr weniges Geld hatte sie zurückgelassen, und daraus, sowie aus ihrem verstörten Wesen und heftigen Aeußerungen wollte man schließen, daß sie in der Verzweiflung sich selbst das Leben genommen habe. Ich glaubte das freilich nicht; denn ich kannte sie besser und war überzeugt, daß sie nie und nimmer auf einen solchen Gedanken kommen konnte.

Uebrigens war der Vorfall sogleich der Polizei angezeigt worden; man hatte Nachforschungen angestellt, doch vergebens. Sie war verschwunden und ... ist es noch jetzt!"

Der Jäger begrub das Gesicht in die Hände und saß still und unbeweglich.

„Und der Schändliche, der Ihre Schwester so unglücklich gemacht," fragte Müller nach einer langen

Pause, während welcher seine Blicke mit dem Ausdruck der innigsten Theilnahme auf Robert weilten, „wer war er?"

Robert hob den Kopf und starrte den Hauslehrer mehrere Secunden lang schweigend an. Es lag dabei in seinem blassen, von Leidenschaft entstellten Zügen eine so grimmige Entschlossenheit, daß dieser ihn seinerseits voll Erstaunen betrachtete.

„Herr Müller," begann er endlich mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme, „wenn ich seinen Namen erfahren hätte, so lebte er nicht mehr. Das aber ist es, was mich wurmt und mir keine Ruhe läßt, weder Tag noch Nacht, daß ich mich nicht an ihm rächen *kann*. Seinen Namen, hatte sie geschrieben, wollte sie mir mündlich sagen . . . seinen Namen! — ja, könnt' ich mir den verschaffen um den Preis meiner Seligkeit, so wahr der Himmel über uns ist, der Bube sollte mir seine Schandthat büßen! Und wenn die Gesetze mir ihren Schutz entzögen, oder mir keine Genugthuung geben *könnten*, so würd' ich ihm selbst eine Kugel durch den Kopf jagen. Das würd' ich thun, und wenn ich wüßte, daß Tags darauf mein eigener Kopf unter dem Henkerbeile fallen müßte!"

Robert hatte sich wieder von seinem Sitze erhoben, und stand in stolzer, trotziger Haltung vor dem Haus-

lehrer, der sich mit Verwunderung fragte, ob das auch wirklich der Jäger sei. Nie hatte er gedacht, daß in den biederen, schlichten Zügen dieses einfachen Mannes ein so tödtlicher Haß, ein so brennender Rachedurst liegen könne, als jetzt aus ihnen sprach. Sein Gesicht war erdfahl geworden, nur auf seiner Stirn zeigte sich ein breiter, dunkelrother Streif, während die Adern an seiner Schläfe dick angeschwollen waren und seine Augen mit einem unheimlich wilden Ausdruck vor sich hinstarrten.

„Mein Gott, Robert," sagte Müller, „was ist Ihnen! Beruhigen Sie sich doch, ich . . ."

„Beruhigen?" unterbrach ihn heftig der Jäger. „Mich beruhigen? Aber wenn ich Ihnen nun sage, wie ich fest überzeugt bin, daß der Bube meine Schwester um's Leben gebracht hat, nachdem er sie durch seine Höllenkünste verführte! Ja, das macht Sie stutzen; es ist entsetzlich, es ist zum Rasendwerden, aber es ist meine volle Ueberzeugung. Und nun denken Sie sich an meiner Stelle, und sagen Sie mir, ob Sie anders fühlen würden, als ich, und ob Sie sich ein Gewissen daraus machen würden, den zu hetzen und niederzuschießen, wie einen Hund, der das gethan. — — Ich bin sonst," fuhr er mit plötzlich verändertem Tone fort, „so weichherzig, wie Wenige meines Berufes, und

ich kann Ihnen versichern, Herr Müller, daß ich es oft kaum über mich vermocht habe, einen Hasen oder ein Rebhuhn zu tödten, ja, daß ich mir oft gesagt habe, das sei ein rohes, blutiges Handwerk, für das ich nicht tauge. Aber" — hier wurde er wieder heftig und ungestüm — „sollte ich diesem Menschen je auf die Spur kommen, dann — ich wiederhol' es — will ich nicht ruhen und nicht rasten, bis ich ihn auf's Schafott gebracht oder mit eigener Hand ermordet habe."

Müller, bestürzt über die leidenschaftliche Erregtheit des Jägers, bot seine ganze Beredsamkeit auf, um diesem den Glauben zu benehmen, es sei an seiner Schwester ein Mord verübt worden. Doch es gelang ihm dies um so weniger, als er sich selbst mehr und mehr dieser Ansicht hinneigte. Die Schlüsse des Jägers waren einfach und streng logisch und ließen sich durch keine spitzfindigen Argumente bekämpfen. Der Charakter Käthchens, so wie ihn Robert schilderte, und ihre letzten Schritte, namentlich aber der Brief an ihren Bruder, widersprachen der Annahme, daß sie selbst ihrem Leben ein Ziel gesetzt habe. Um so mehr aber deutete Alles darauf hin, daß ihr Verführer zugleich ihr Mörder sei. Die Drohung des zum Aeußersten entschlossenen Mädchens, ihn gerichtlich zu belangen,

vielleicht auch die, ihren Bruder gegen ihn zur Hülfe zu rufen, die Furcht vor dem öffentlichen Scandal, die Gewißheit, zugleich mit seinem guten Leumund auch eine reiche Braut zu verlieren, dies waren Umstände, die für einen gewissenlosen Menschen eben so viele Motive werden konnten, sich des lästigen und zur Verzweiflung gebrachten Opfers seiner unreinen Gelüste durch eine gewaltsame That auf immer zu entledigen.

Da Müller des Jägers festwurzelnde Ueberzeugung nicht erschüttern konnte, versuchte er nun wenigstens durch freundliches Zureden seine heftige Aufregung zu beschwichtigen. Sie sprachen noch lange mit einander, und Müller's Geschicklichkeit gelang es, endlich die Unterhaltung auf andere Gegenstände zu bringen. Und als sich der Sturm in Roberts Brust gelegt und seine gewöhnliche düstere Ruhe zurückgekehrt war, traten sie den Heimweg an.

Lange gingen sie schweigend neben einander her. Selbst über die sonst so heiteren Züge des Hauslehrers hatte sich ein finsterer Schatten gelegt, so sehr hatte ihn der eben Statt gehabte Auftritt erschüttert. Endlich knüpfte er das Gespräch wieder an.

„Robert," sagte er, „was ich vorhin bezüglich Ihrer Bewerbung um Mariens Hand äußerte, war mein voller Ernst. Glauben Sie das fest, wenn Sie auch

sehen werden, daß ich die Sache in meiner scherzender Weise betreibe, weil diese einmal meiner Gemüthsart zusagt, und ich sie auch für die wirksamste halte. Meine Mittel, Ihnen zu dienen, sind größer, als Sie denken mögen. Geben Sie daher der Hoffnung wieder Raum, Ihre Liebesangelegenheit wird sich noch zum Guten wenden."

Robert schüttelte ungläubig den Kopf.

„Aber ich erwarte einen Gegendienst von Ihnen," fuhr Müller fort.

„Reden Sie, Herr Müller, ich will Ihnen gern gefällig sein, mögen Sie nun erreichen, was Sie für mich thun wollen, oder nicht."

„Sie sagten mir vor einigen Tagen, Robert, daß Sie spät Abends den Baron von Thalen bei der Ruine gesehen hätten. Erinnern Sie sich dessen?"

„Ja, und ich hab' mich nicht geirrt, wie Sie, Herr Müller, sich mit dem weißen Hirsch irrten," entgegnete Robert mit einem trüben Lächeln.

„Haben Sie eine Vermuthung, was der Baron da gewollt hat?"

„Nein."

„Sollte es wohl ein Liebesabenteuer sein, das ihn dahin führt?"

„Zu der Ruine? Unmöglich! Ich glaube, es

giebt auf dem ganzen Gute und vier Meilen in der Runde kein einziges Frauenzimmer, das für alles Geld der Welt zu bewegen wäre, den unheimlichen Ort bei Nacht zu besuchen."

„Das hab' ich mir auch gesagt. Es muß etwas Anderes dahinter stecken, und es ist mir von Wichtigkeit, es zu erforschen."

„Hätt' ich das gewußt, so wär' ich ihm gestern Abend nachgegangen; denn so viel ich sehen konnte — aber es war ziemlich dunkel — war er es und kein Anderer, der den Fußsteig hinanging, der von der Karnickelgrube nach dem Burghügel führt."

„Ei, schon wieder? Das ist verdächtig, Robert."

„Kommt mir auch so vor."

„Wollen Sie mir behülflich sein, der Sache auf die Spur zu kommen?"

„Von Herzen gern; denn was bei Nacht in dem alten Teufelsnest getrieben wird, kann nichts Gutes sein, und dem Baron traue ich überhaupt nicht."

„Ich weiß, daß Sie nicht gut auf ihn zu sprechen sind, seit er Ihrer Marie einen Kuß rauben wollte."

„Hol' ihn der Henker!" brummte der Jäger unwirsch. „So'n dünkelhafter, adeliger Herr denkt Wunder, was er einem armen Bauernmädchen für 'ne Ehre

anthut, wenn er ihr seine albernen Fladusen zuflüstert. Na wart', der soll mir wieder in's Gehege kommen."

„Sie hatten einen Streit mit ihm, war es nicht so?"

„Ich sagte ihm, er möge das Mädel mit seinen hochadeligen Caressen verschonen; sie würde ihm dafür sicherlich sehr verbunden sein; vor mir aber möge er sich hüten, denn ich verstünde in diesen Dingen keinen Spaß."

„Und da wurde er hitzig und grob gegen Sie?"

„Er zog ab, wie ein begossener Hund, das kann ich Ihnen sagen; aber später hat er mich bei der gnädigen Herrschaft angeschwärzt; das hab' ich wohl gemerkt. — Es sollte mir leid thun," fügte Robert hinzu, „wenn die junge, schöne Comtesse Den heirathen würde."

„Wie kommen Sie darauf, Robert?" fragte der Hauslehrer, indem er sich rasch nach seinem Begleiter umwandte, der in diesem Augenblick auf dem schmalen Wege dicht hinter ihm ging.

„Nun," antwortete dieser, „man munkelt doch schon lange davon droben auf dem Schloß und auch im Dorfe drunten. Die Leute meinen, der Baron und die Comtesse seien so gut wie verlobt, und der Herr Kammerherr habe auch schon als Vormund seine

Einwilligung gegeben. Doch Sie selbst, Herr Müller, müssen ja das besser wissen."

Müller schien nicht sehr geneigt, sich mit dem Jäger in Erörterungen über diesen Punkt einzulassen, und die beiden Männer setzten schweigend ihren Weg fort, bis sie die Stelle erreichten, wo sie sich an diesem Morgen getroffen hatten. Hier sprachen sie noch einige Worte mit einander und trennten sich dann, indem der Jäger dem Schlosse zuschritt, während Müller den Fußsteig einschlug, der nach dem Dorfe führte.

8.

Der Fußsteig, den Müller jetzt verfolgte, schlängelte sich, wie schon gesagt, bis hinunter zu dem Gehöfte des Dorfschulzen Erichsen. Von hier führte ein schmaler, tief eingeschnittener Feldweg in vielen Krümmungen nach dem Dorfe. Ehe man aber dieses erreichte, kam man an einem hübschen, auf der sanftabfallenden Böschung des Hügels gelegenen Landhause vorüber; es war die Wohnung des Justizraths Krause. Das zierliche, nett gehaltene Haus mit seiner von wildem Wein überrankten Veranda lag nicht unmittelbar am Wege; es war durch einen Blumengarten und ein

grün angestrichenes Stacket von diesem getrennt. In dem Garten, dicht vor der Veranda, war ein winziger Weiher, in diesem eine noch winzigere Insel und auf der winzigen Insel ein mehr als winziges Springwasser. Dies Alles hatte der Justizrath mit beträchtlichen Kosten anlegen lassen, und er war auf seine „Wasserkunst" in Duodez nicht wenig stolz.

Als Müller sich dem Landhause so weit genähert hatte, daß er von dem abwärts führenden Wege in den Garten sehen konnte, bemerkte er den Justizrath, der im Schlafrock und mit einer langen Pfeife am Weiher stand, und dort Etwas sehr genau zu betrachten schien.

„Sollten des Nachbars Kühe schon wieder in den Garten gekommen sein," sagte Müller für sich, „und die Wasserkunst leer gesoffen haben?"

Die Schritte des Nahenden lenkten endlich die Aufmerksamkeit des Justizraths von dem Gegenstand seiner Betrachtung ab. Er hob den Kopf und spähte durch das Gebüsch auf den Weg hinaus.

„Ah, Sie sind's, charmanter Freund?" rief er dem Hauslehrer entgegen, so bald dieser nahe genug war, ihn hören zu können. „Woher des Weges so früh? Kommen Sie herein, mon cher, Sie müssen doch meine Schwäne sehen — allerliebste Thiere das —

machen sich — sehen nach 'was aus — nobel, sag' ich Ihnen — nun, keine Widerrede," fügte er hinzu, als er zu bemerken glaubte, daß Müller im Begriff stehe, eine abschlägige Antwort zu geben, „einen Augenblick haben Sie doch wohl Zeit, mein werther Herr Präceptor."

Müller konnte, ohne unhöflich zu sein, der dringenden Einladung nicht ausweichen, und trat durch das Stacketpförtchen in den Garten. Der redselige und gesellschaftliebende Justizrath war überglücklich, schon so früh am Morgen Jemand erwischt zu haben, mit dem sich ein Stündchen plaudern ließe; er eilte auf den Hauslehrer zu, faßte ihn am Arm und zog ihn an den Weiher, wo die vor einigen Tagen angeschafften Schwäne mit einer gewissen grämlichen Selbstverläugnung die Entbehrungen zu erdulden schienen, die ihnen ihre mehr als beschränkten Verhältnisse auferlegten. Es erfolgte nun von Seiten des Justizraths eine lange Auseinandersetzung, wie die Insel für die Bedürfnisse der Schwäne einzurichten, wie das Schwanenhäuschen nach einer von ihm selbst entworfenen Zeichnung in Arbeit genommen sei, und wie nun auch noch ein Boot angeschafft werden müsse, um drüben leichter nach den Thieren sehen zu können.

Hinsichtlich des letzten Punktes meinte nun zwar

Müller, daß ein Brett von mäßiger Länge bessere Dienste leisten könne, aber er behielt diese Ansicht für sich. Dahingegen konnte er nicht umhin, es als zweckmäßig vorzuschlagen, noch einige Eimer Wasser in den Weiher zu gießen, indem die Schwäne dies gewiß als ein ihren natürlichen Neigungen gemachtes Zugeständniß dankbar anerkennen würden. Der Justizrath war aber zerstreut und überhörte diese Bemerkung.

„Allerliebste Thiere," sagte er mehr für sich, als an seinen Gast gewendet, „lateinisch cygnus sibilus, französisch le cigne à bec rouge, deutsch der Höckerschwan. Sind schon ganz zahm — püt, püt — besonders das eine Weibchen da — püt, püt — und auch das Männchen — püt, püt, püt!"

Er zog aus der Tasche ein Weißbrod, zerbröckelte es und warf es den Schwänen vor, die begierig darnach haschten.

Mit einem bei dem guten Justizrath nicht ungewöhnlichen Gedankensprung lenkte er dann plötzlich das Gespräch von den Schwänen ab und auf seine Amtsgeschäfte, die, wie er betheuerte, mit jedem Tage schwieriger würden, besonders die Schulangelegenheiten und die verdeixelte Armenpflege. „Und nun obendrein," klagte er, „neben all' den sonstigen Plackereien diese horrible Geschichte mit dem Steinbach. Wollte ich

doch, daß der vertrackte Mensch nie geboren wäre! Gerade hieher zu laufen, als hätten wir hier nicht schon Gesindel genug; hol' ihn der Geier!"

Müller dachte bei der Erwähnung Steinbach's an die vor wenigen Stunden zwischen der Comtesse und ihm Statt gehabte Unterredung, und wie sie ihn so eifrig, ja, ängstlich gebeten habe, die Flucht des Unglücklichen zu fördern, so weit es ihm irgend möglich sei. Aber welche Mittel standen ihm zu Gebote, ihrem Wunsche zu willfahren? Durchaus keine! — und doch — wenn es ihm gelänge, den Justizrath auf eine falsche Fährte zu bringen, vielleicht gar zu bewegen, die Verfolgung ganz aufzugeben — — ja, nur so konnte er die dringende Bitte der Comtesse erfüllen. Aber wie das bewerkstelligen? — Davon hatte er zwar keine Idee; er mußte sich auf seine Erfindungsgabe und auf die Leichtgläubigkeit des Justizraths verlassen; jedenfalls wollte er einen Versuch machen. So lange jedoch der Justizrath seine Schwäne fütterte, war es, das wußte er, unmöglich, seine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand zu lenken, er faßte ihn deßhalb am Arme und zog ihn in einen schattigen Laubengang. Hier blieb er plötzlich stehen und sah sich vorsichtig nach allen Seiten um.

„Sind Sie denn auch ganz sicher, Herr Justiz-

rath," begann er in einem geheimnißvollen, flüsternden Tone, „sind Sie wirklich sicher, daß sich Steinbach in der hiesigen Gegend aufhält?"

„Ei, mein vortrefflicher Freund," entgegnete der Justizrath, der schon bei dieser Einleitung ganz aus der Fassung gebracht war, „das schreibt mir ja die Oberbehörde in St. Wenn Sie nachher mit mir auf mein Arbeitszimmer gehen wollen, mögen Sie selbst das Schreiben lesen."

„Schon gut, bester Herr Justizrath; aber sagen Sie mir, ist es nie vorgekommen, daß eine Oberbehörde — aus ganz besonderen Gründen — Sie verstehen mich — einen Menschen gerade da suchen läßt, wo sie sehr wohl weiß, daß er unmöglich gefunden werden kann?"

„Wie? Was? Nicht gefunden werden kann?"

„Weil er zum Beispiel schon glücklich nach Paris oder London entkommen ist."

„Nach Paris oder London? Potztausend, Freundchen, Sie machen mich wahrhaftig ganz confus. Reden Sie deutlicher, ich bitte Sie."

„Es ist eine delicate Sache, auf die wir da gekommen sind, lieber Justizrath, und ich gestehe Ihnen ganz offen ..."

„Ach was, aimabler Freund, delicat; man kennt

das, ist schon Alles da gewesen. Man giebt sich den Anschein, als verfolge man eifrig einen Maleficanten, während man doch Sorge trägt, daß er ungehindert entwische — oho, trauen Sie meiner Erfahrung in diesen Dingen — nichts Neues das — nichts Neues. Wenn Sie also etwas Näheres wissen, Herr Müller ..."

„Ich weiß nichts, Herr Justizrath, durchaus nichts."

„Das heißt, Sie wollen nichts wissen," sagte der Justizrath mit seinem schlauesten Lächeln und erfaßte Müller am Rockknopf, „ah, ich sehe, Sie sind ein Schlaukopf, Amice; aber mir kommen Sie nicht aus, ich durchschaue Sie, bin ein alter Practicus, wittre schon die ganze Geschichte."

„Wenn ich sie nur auch witterte," dachte Müller. „Ich sehe," sagte er nach einer Pause, „daß man in der That nichts vor Ihnen geheim halten kann, und da Sie doch schon den ganzen Zusammenhang errathen haben ..."

„Ja, ja, den ganzen Zusammenhang, verlassen Sie sich darauf."

„Und da ich auf Ihre Discretion rechnen darf, lieber Justizrath ..."

„Das dürfen Sie, ganz unbedingt, meine Hand

und mein Wort darauf." Er ließ Müller's Knopf los, um seine Hand zu ergreifen, die er treuherzig schüttelte. „Und nun sprechen Sie frisch von der Leber weg."

„Das ist leichter gesagt, als gethan," dachte Müller. Nach kurzem Bedenken begann er indeß:

„Ich hielt mich vor anderthalb Jahren eine Zeit lang in der Hauptstadt auf. Der Prozeß des Steinbach wurde gerade damals verhandelt."

„Ei, ei, und da erfuhren Sie Dies und Jenes, verstehe schon, verstehe."

„Ich kannte sehr genau seinen Rechtsbeistand."

„So, so," schmunzelte der Justizrath und rieb sich vergnügt die Hände, „ganz charmant, Freundchen, nur immer weiter."

„Setzen wir nun den Fall, daß der Name Steinbach ein fingirter gewesen sei."

„Ganz recht, mein Bester. Immer die alten Kniffe und Schliche; falscher Name, falsche Papiere, falscher Bart, Perrücke, Brille, Verkleidung — o, man kennt das — Alles falsch."

„Und mittelst einer Verkleidung läßt sich erstaunlich viel ausrichten."

„Na, sollt's meinen. Da ist im Handumdrehen ein Mann eine Frau geworden, eine Frau tritt als Mann auf, und ..."

„Ei, Herr Justizrath, wenn man Ihnen einen Finger giebt ...“

„So nehm’ ich gleich die ganze Hand; ja, wir Inquirenten haben nun einmal die üble Gewohnheit — hahaha! Potzelement! — eine Frau also?“

„Das hab’ ich nicht gesagt.“

„Nein, Gott bewahre, Sie haben gar nichts gesagt, Sie Schäker; weiß schon, weiß schon. Also mit einer Frau haben wir’s zu thun. Na, wundert mich eben nicht, wundert mich gar nicht. Hatten wir doch vor einigen Jahren hier bei uns einen ähnlichen Fall. Denken Sie sich nur, da hatte sich eine Kammerjungfer bei einer Herrschaft verdungen und diente als solche drei Monate lang, bis es endlich durch einen Zufall herauskam, daß die Kammerjungfer gar keine Jungfer war ...“

„Nun, der Fall soll öfter vorgekommen sein.“

„Hahaha, das ist göttlich, hahaha!“ Und der Justizrath lachte, daß ihm die Thränen in den Augen standen. „Sie verstehen mich nicht recht, mein charmanter Freund — hahaha! — Die Kammerjungfer war — hahaha — ein Kammerjüngling. Aber erzählen Sie weiter. Wie hieß denn nun eigentlich die entreprenante Dame, die sich für den Herrn Steinbach ausgab?“

Haben Sie je von einer gewissen Johanna Hauser gehört?" fragte Müller, auf gut Glück den ersten besten Namen nennend, der ihm gerade einfiel.

„Johanna Hauser," sagte der Justizrath und rieb sich die Stirn, „Johanna Hauser — warten Sie — hm, ich glaube nicht — nein, ich hab' ihn nie gehört."

„Ich auch nicht," sagte Müller für sich.

„Aber von dem Kaspar Hauser," fuhr der Justizrath fort, „von dem gerade jetzt so viel Wesens gemacht wird, hab' ich viel gehört und gelesen — halt! — potz Wetter, da fällt mir 'was ein. Es sollte doch nicht am Ende — he?"

Der Justizrath lachte überaus pfiffig, indem er das eine Auge zukniff und mit dem andern den Hauslehrer anblinzelte. Müller seinerseits sah den Justizrath eben so pfiffig an, wie dieser ihn, und nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Na, sehen Sie, Freundchen, daß ich Räthsel lösen kann?" lachte der Justizrath seelenvergnügt. „Sagte ich Ihnen nicht, daß ich im Nu die ganze Geschichte heraus haben würde? Also — seine Mutter etwa — he?"

„Oder Schwester," sagte Müller, „wäre Ihnen die Schwester nicht lieber?"

„Freilich, die Schwester, dem Alter nach. Also mit

der Schwester des famosen Kaspar Hauser hätten wir es zu thun; schau, schau!“

„Es wird Ihnen bekannt sein,“ fuhr Müller fort, „wen man in diesem Kaspar Hauser vermuthet?“

„Na, man vermuthet ja Dies und Das; jedenfalls ist er der Sohn eines großen Herrn.“

„Und wenn er nun gar der Sohn eines sehr großen Herrn wäre?“

„Wie? Etwa eines gekrönten Hauptes? Sapperment, die Geschichte wird immer besser.“

„Sie werden einsehen, Herr Justizrath, daß aus einer Doppelgeburt in einer fürstlichen Familie unheilvolle Verwicklungen entstehen können.“

„Freilich, Verehrtester.“

„Nehmen wir beispielshalber an, daß Kaspar Hauser der Zwillings-Bruder eines regierenden Fürsten wäre — was dann?“

„Mon Dieu! Zwillingsfürsten! Wäre nicht übel das. Wir haben wahrlich so schon über und über genug; brauchen keine doppelte Besetzung — hahaha! hahaha!“ Der Justizrath lachte wieder, daß ihm der Bauch wackelte. „Und obendrein die Johanna als Zwillingsschwester, das wären gar Drillinge, mon cher — hahaha!“

„Nun gehen Sie doch wohl in Ihren Combinationen zu weit, lieber Justizrath," warf Müller ein, „aber nehmen wir für einen Augenblick an, daß an der Geburt der Johanna Hauser ein Makel hafte ..."

„Oho! und da hat man die ganze Sache vertuschen wollen," fiel ihm der Justizrath in's Wort, „oh, oh! und man hat das Kind so ganz im Geheimen aufziehen lassen unter einem beliebigen Namen. Sie ist verwahrlost und verwildert worden, hat dumme Streiche begangen, ja, ja, so ist's."

„Sie werden nun auch begreifen, wie die Entweichung aus dem festesten Gefängnisse des Landes möglich war?"

„Na, versteht sich, wenn man — —" der Justizrath machte die Pantomime, als öffne er eine Thür. „Hab' ich's getroffen?" fragte er pfiffig lächelnd. Müller nickte wieder mit dem Kopfe.

„Ja, nun wird mir allerdings die ganze verwünschte Geschichte klar und deutlich," fuhr der Justizrath fort. „Da hätt' ich lange nachspüren und vigiliren können. Aber mich sollt ihr nicht länger bei der Nase herumführen, ihr Herren, bin nicht so dumm. Ei, ei, sieh' doch, wie fein sie das in St. eingefädelt haben. Nun gilt's nur, scheinbar auf die Sache einzugehen, einen schlauen Bericht abzustatten u. s. w. Doch apropos,

cher ami, Sie sprachen von einem fürstlichen Hause. Könnten Sie mir nun auch anvertrauen, welches?"

Müller machte eine sehr geheimnißvolle Miene und zeigte mit dem Daumen über die Achsel in eine beliebige Richtung.

„Nordwest," sagte der Justizrath, „meinen Sie nordwest?"

Müller nickte.

„Ei, ei, dacht' ich's doch gleich. Fängt mit einem R. an; hab' ich's?"

Müller nickte wieder.

„Da sollen schon öfter ganz absonderliche Dinge vorgekommen sein. Nicht wahr, der nächste Buchstabe ist ein . . ."

„Pst, bester Herr Justizrath."

Der Justizrath sah sich ganz erschrocken um.

„Sie haben Recht, Freundchen," sagte er, „Schweigen ist wohl hier das Gescheiteste."

Das „Pst" des Hauslehrers war aber ganz anders gemeint gewesen. Er fürchtete nicht im Mindesten, das große Geheimniß verrathen zu sehen, sondern wünschte nur den Tönen eines Claviers zu horchen, die durch ein offenes Fenster des Hauses zu ihm drangen.

„Ihre Frau Gemahlin?" fragte er nach dem Fenster deutend den Justizrath.

„Ja," erwiederte dieser zerstreut, „die Gute plagt sich entsetzlich mit den neuen Noten, die sie vor einigen Tagen aus der Stadt mitgebracht hat. Sie hat sonst erstaunlich viel musikalisches Genie, aber mit dieser Oper oder Symphonie — ich weiß nicht, wie das Ding heißt — will es gar nicht gehen. Kommen Sie, cher ami, wir wollen meiner Frau eine Visite machen."

„So früh; Herr Justizrath — —?"

„O, auf dem Lande — —"

„Wir werden Ihre Frau stören."

„Nicht im Geringsten, kommen Sie nur."

Der Justizrath bemächtigte sich des Armes des sich Sträubenden und zog ihn lachend und kichernd mit sich. Einen Augenblick später befanden sie sich in der Wohnstube, wo die schöne Justizräthin in einem reizenden Morgenneglig vor dem Clavier saß und sich in der That, wie ihr Gemahl versichert hatte, mit einer ihr neuen Oper erschrecklich plagte. Sie hatte die Kommenden nicht gleich bemerkt, so behutsam hatte der schelmische Justizrath die Thür geöffnet, und so leise waren ihre Schritte auf dem weichen Brüsseler Teppich gewesen. Erst das halbunterdrückte Kichern ihres

Mannes machte sie aufmerksam, und mit einem leisen Schrei der Ueberraschung und einer durchaus nicht affectirten Verwirrung, die ihr sehr gut stand, erhob sie sich von dem Tabouret, den Gast zu begrüßen.

„Verzeihen Sie die Störung, die ich verursache, gnädige Frau," sagte Müller nicht ohne Verlegenheit, „ich hätte es nicht gewagt, so früh . . ."

„Papperlapap!" unterbrach ihn lachend der Justizrath; „Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Verehrtester, ich trage die ganze Verantwortlichkeit. Unser vortrefflicher Freund," wandte er sich an seine Frau, „wollte durchaus nicht mit hineingehen, er scheint eine gewaltige Furcht vor Dir zu haben, meine Liebe."

„Das wäre alsdann nicht meine Schuld," sagte die Justizräthin freundlich lächelnd, „ich wüßte nicht, Herr Müller, daß ich Ihnen je Etwas zu Leide gethan hätte."

„Im Gegentheil, gnädige Frau, Sie erwiesen mir stets eine ebenso große als unverdiente Güte."

„Wenn eine unverdiente, Herr Müller, so liegt es in Ihrer Macht, sie dadurch zu einer wohlverdienten zu machen, daß Sie uns recht oft besuchen. Früh oder spät, Sie werden uns immer willkommen sein."

Sie zeigte auf einen Fauteuil, während sie selbst auf einem anderen Platz nahm.

„Es würde mir aber unendlich leid thun, Ihre angenehme Unterhaltung zu stören," sagte Müller mit einem Blick auf das Clavier.

„O, die kann ich ein ander Mal fortsetzen."

„Aber ein ander Mal wäre ich nicht so glücklich, Ihnen zuzuhören. Sie sehen, gnädige Frau, wie der Eigennutz aus mir spricht, wenn ich die Bitte wage..."

„Die Erfüllung Ihrer Bitte würde Sie überzeugen, daß sie eine zu gewagte gewesen sei. Diese Musik ist mir neu, und ich kann sie noch nicht spielen; es ist die Ouvertüre zu der Entführung aus dem Serail."

„Das hörte ich aus den wenigen Tönen, die Sie spielten, während ich so vermessen war, den Lauscher zu machen."

„Sie kennen also die Oper sehr genau?"

„O ja, gnädige Frau."

„Und Sie spielen gewiß selbst?"

„Einige Jahre lang war es meine eifrigste Beschäftigung."

„Herrlich! da will ich eigennützig sein und Sie bitten, mir einige Stellen vorzuspielen, die mir besonders schwer werden."

„Es ist aber lange her, daß ich diese Ouvertüre spielte, und . . ."

„Wie? So ungefällig?"

„Keineswegs, gnädige Frau, und wenn Sie es befehlen . . .“

„Ich bitte recht freundlich darum.“

Sie bat in der That recht freundlich darum, denn der Blick, der ihre letzten Worte begleitete, sagte sehr viel. Der Justizrath hatte von dem Gespräch nichts gehört. Er ging im Zimmer auf und ab, und rieb sich frohlockend und pfiffig lächelnd die Hände, indem er an Johanna Hauser dachte. Müller aber mußte sich an's Clavier setzen; es blieb ihm keine Wahl. Er spielte nun die Ouvertüre mit außerordentlicher Fertigkeit und Präcision und einer eben so richtigen als lebhaften Auffassung des glühenden Gefühls, das uns in Mozart's herrlicher Musik entgegentönt. Frau Krause, die viel Sinn für Musik besaß, über dem Spiel aber keineswegs den Spieler vergaß, war entzückt. Als er geendet hatte, überschüttete ihn die schöne Frau mit so schmeichelhaften Lobreden und begleitete diese mit einem so bezaubernden Lächeln, daß er von Stein hätte sein müssen, um gegen Beides unempfindlich zu bleiben.

Auf ihre dringende Bitte mußte er einige der schwierigsten Passagen noch öfter spielen, dann auch noch eine Sonate von Beethoven, die er mit derselben Leichtigkeit und Eleganz vortrug; und es verging eine volle Stunde — sie wußten nicht wie — so schnell

hatte sie der freundliche Genius der Musik davongetragen. Den Justizrath wiegten die ganze Zeit über die lieblichen Töne in Träumereien, deren Gegenstand Johanna Hauser war.

Als Müller endlich Abschied nahm, mußte er der Frau Krause das Versprechen geben, seinen Besuch recht oft zu wiederholen und einige vierhändige Sachen mit ihr einzuüben, die sich unter ihren Noten befanden.

„Und noch Eins, Herr Müller," setzte die hübsche Frau mit einem Blicke hinzu, der jede Ablehnung sehr schwer gemacht hätte, „in der nächsten Woche haben wir Besuch von meiner Schwägerin mit ihren Kindern. Wir geben dann eine Gesellschaft, zu welcher wir auch die Familie auf dem Schlosse einladen. Wollen Sie uns an jenem Abend gleichfalls mit Ihrer Gegenwart erfreuen?"

Müller verbeugte sich, aber es mochte in seinen Zügen keine durchaus ungemischte Freude über die ihm zugedachte Ehre zu lesen sein; denn Frau Krause fügte schnell hinzu:

„Wir sind hier nicht steif und abgemessen, wie — an manchen anderen Orten; wir schätzen den Geist und das Talent höher, als Rang und Titel und lassen uns nicht durch thörichte Vorurtheile beirren, wie —

— nun, wir verstehen uns, glaub' ich. Sie dürfen mir keinen Korb geben."

Müller sagte zu, indem er die ihm gereichte Hand mit etwas mehr Wärme küßte, als es gerade unumgänglich nothwendig gewesen wäre Der Justizrath sah und hörte von dem Allen nichts; er dachte an Johanna Hauser und starrte den Hauslehrer ganz verwirrt an, als dieser ihm Adieu sagte.

Im Garten begegnete Müller dem Baron von Thalen. Die beiden Männer grüßten sich mich ceremoniöser Höflichkeit und gingen an einander vorüber, ohne ein Wort zu wechseln.

Im Dorfe blieb Müller einen Augenblick vor dem Laden des Bäckers stehen. Der kleine aufgeblasene Mann, der wirklich eine erstaunliche Aehnlichkeit mit einem Wiedehopf hatte, guckte aus dem Ladenfenster und nickte dem Hauslehrer mit einer Vertraulichkeit zu, als seien sie Duzbrüder. Er mochte denken, daß Herrn Müller's Aufmerksamkeit von den im Fenster aufgehäuften Broden und Semmeln in Anspruch genommen werde; in Wirklichkeit aber war sie auf den großen vergoldeten Kringel gerichtet, der dem Bäcker als Schild diente.

9.

Der große vergoldete Kringel des Bäckers Merkewitz zeichnete sich durchaus nicht in besonders vortheilhafter Weise vor anderen vergoldeten Kringeln aus, wie dies der geneigte Leser vielleicht aus dem Umstande schließen möchte, daß ihn Müller im Vorbeigehen so genau betrachtete. Am nächsten Morgen aber um 5½ Uhr, als die alte Marianne Burgreiner mit dem Korbe am Arm durch die Hauptstraße des Dorfes dem Bäckerladen zutrippelte, um ihre Buttersemmel zum Kaffee zu holen, war freilich der Kringel einer aufmerksamen Betrachtung wohl werth. Das mochte auch Marianne Burgreiner finden, als sie vor dem Laden stillstand, den Korb vor sich hin auf das Straßenpflaster stellte und aus der zwei Schuh tiefen Tasche ihres alten, zerlumpten Kleides das fettige Brillenfutteral zog.

Kaum hatte sie die Brille auf die lange, scharfe Nase geklemmt, und die altersschwachen Augen zu dem ihr so wohlbekannten Symbol der edlen Bäckerkunst erhoben, als sie voller Verwunderung die Hände zusammenschlug und ganz laut sagte — die gute Frau sprach immer laut mit sich selbst —:

„Jesus, meine Güte, wird das ein Getratsch geben! Ei, muß es doch gleich der Nachbarin Distelmaier erzählen."

Im Nu war die Brille wieder im Futteral, dieses in der tiefen Tasche und der Korb am Arm, und mit wunderbarer Schnelligkeit trippelte nun Marianne Burgreiner den Weg wieder zurück, den sie eben gekommen war. An der Ecke beim Angerbauern begegnete ihr auch schon die Nachbarin Distelmaier, die große Neuigkeit war schnell erzählt, die Nachbarin Distelmaier rief, wie vorhin Marianne Burgreiner: „Herr Je, wird das ein Getratsch geben!" und Beide liefen mehr, als daß sie gingen, zum Bäckerladen.

Vor diesen hatte sich indeß der Schusterjunge Franz eingefunden, der unter der Straßenjugend des Dorfes für den Tonangeber gelten konnte, wenn man es anders „den Ton angeben" nennen darf, daß Franz sehr häufig den Zeige- und Mittelfinger zum Erschrecken weit in den Mund steckte und einen schrillen, markdurchdringenden Pfiff erschallen ließ, der bei seinen Genossen für das Signal galt, sich schnell um ihn zu versammeln, da es einen prächtigen Jux gebe. Der Pfiff, den Franz bei dieser Gelegenheit ertönen ließ, hatte die gewöhnliche Wirkung; denn des Schneiders langer Toni und des Glasers kleiner, dicker Martin,

des Webers Christoph und des Töpfers Fritz und wie sie Alle heißen mögen, liefen, was sie laufen konnten, zu dem Jux nicht zu spät zu kommen. Schnell gesellte sich auch noch die Hausmagd des Wirthes im goldenen Lamm zu den schon Angekommenen, und der alte schiefe Dorfbarbier schlurrte in seinen Pantoffeln und mit der Nachtmütze auf dem kahlen Kopfe hinterdrein, mehrere alte Weiber, Dienstmägde und Hausknechte folgten, ja selbst der pensionirte Wachtmeister humpelte mühsam an seinem dicken spanischen Rohr gestützt heran, kurz, ehe man sich's versah, war die ganze Straße vor dem Bäckerladen mit den Kunden angefüllt, die früh Morgens fast genau zur selben Stunde ihren Brodbedarf für den Tag bei dem kleinen Merkewitz abholen. Aller Augen aber waren unverwandt auf den Kringel gerichtet und Alle lachten, plauderten, riefen einander zu, schrieen und tobten, daß es einen ohrenzerreißenden Lärm gab.

Was war es denn mit dem Kringel? fragt der Leser. Ja, lieber Leser, der Kringel war eigentlich gar nicht zu sehen; denn über diesen war ein Stück Pappe genagelt und auf die Pappe ein Papier geklebt und endlich auf das Papier ein höchst wunderbares Bild in Wasserfarbe gemalt. Das Bild zeigte zwei Figuren, den Bäcker und einen Wiedehopf in Menschen-

größe, die über ihr Begegnen sehr erfreut schienen; denn sie betrachteten sich mit Liebe und inniger Rührung, während die Klaue des Wiedehopfs in der Hand des Bäckers ruhte. Das Bemerkenswertheste an dem Bilde war die sprechende Aehnlichkeit des gemalten Bäckers mit dem wirklichen, und wieder die Aehnlichkeit desselben mit dem Wiedehopf, der aber doch ganz unverkennbar nur ein sehr großer Wiedehopf war.

Mittlerweile war der wildverworrene Lärm drinnen im Hause gehört worden. Ein Fenster im Laden wurde hastig aufgerissen, und der Bäcker fuhr mit dem Kopfe heraus, sich nach der Ursache des Tumultes zu erkundigen. Ein schallendes Gelächter der Versammelten, denen die sprechende Aehnlichkeit zwischen dem kleinen, possierlichen Manne und seinem doppelten Konterfei jetzt erst recht auffiel, begrüßte ihn. Vergeblich fragte der bestürzte und durch das höhnische Gelächter irritirte Mann, was der Auflauf vor seinem Hause zu bedeuten habe. Alle riefen und schrieen durch einander in betäubendem Chor, und er verstand kein Wort, bis endlich die Stentorstimme des pensionirten Wachtmeisters durchdrang.

„Sie haben sich da ein verdammt merkwürdiges Schild angeschafft, Merkewitz," rief er, „das wir gar nicht genug bewundern können."

„Wie? — Was? — Schild?“ fragte der völlig verwirrte Bäcker.

„Na, so kommen Sie doch heraus, damit Sie es sehen,“ schrieen Mehrere zugleich, und im Nu war auch schon der Bäcker mitten zwischen den lachenden und spöttelnden Gaffern und zwar begleitet von zwei Bäckergesellen, die, so oft er ihnen den Rücken zuwandte, Grimassen schnitten und kicherten. Auch die alte Tante, die ihm den Haushalt führte, zeigte sich in der Hausthüre. Sie war eine corpulente alte Person mit einem quittengelben Gesicht und zwei schielenden Augen, die einander fortwährend von der Seite so grimmig ansahen, als hätten sie sich tödtliche Feindschaft geschworen.

Der guten Dame machte ihre Galle gewaltig viel zu schaffen. Diese schien sich in ihrer Organisation eine Rolle angemaßt zu haben, die ihr sonst zum Heile der Menschheit von Rechtswegen durchaus nicht zukommt. Bei der Jungfer Merkewitz bezog sich in der That Alles und Jedes auf ihre Galle, als halte sich diese für berechtigt, bei jedem denkbaren Anlaß ihre Abneigung und Entrüstung in der bittersten Weise zu erkennen zu geben. Der Zorn jedoch — und Jungfer Merkewitz gerieth sehr leicht in Zorn — brachte die Galle vollends zur Rebellion. Dann trat ein Zustand

ein, der einem offenen Kampfe zwischen einem mächtigen Vasallen und einem schwachen Lehnsherrn glich, und nur selten gelang es dem Letzteren den Sieg zu erkämpfen, das heißt, eine Evacuation der Galle zu erzielen, ein Ergebniß, das bei der alten Jungfer die Stelle alles irdischen und himmlischen Trostes zu ersetzen schien, so sehr fühlte sie sich danach beruhigt und gehoben.

Des Malers Albert hatte Tante Merkewitz, wie sie im Dorfe gewöhnlich genannt wurde, ganz besonders auf's Korn genommen und verfolgte sie mit Stichelreden und Witzeleien, wie er nur immer konnte.

„Da ist der Gallapfel," sagte Albert, der sich jetzt gleichfalls vor dem Bäckerladen eingefunden hatte, zu des Tischlers Anton, „juchhe! nun wird's erst recht losgehen."

Die Tante hörte es, und da ihr Albert so nahe stand, daß sie ihn erreichen zu können glaubte, schlug sie nach ihm, traf aber nicht den schnell Ausweichenden, sondern die alte Marianne Burgreiner, die, über diesen brutalen Angriff auf ihre völlig unschuldige Person im höchsten Grade erbittert, die Tante mit heftigen Schmähreden überhäufte.

„Hurrah für Tante Merkewitz! hurrah für den Gallapfel!" brüllte Franz und sein wildes Heer, die

Tante aber, in der schon die Galle kochte, hielt einen Rückzug für gerathener, als eine offensive Bewegung und verschwand im Hause, während der Bäcker und seine Gesellen eine mitgebrachte Leiter an die Mauer lehnten und das Bild unter dem lauten Schreien und Juchzen der Menge herabrissen. Der Tumult legte sich nun endlich, die Kunden wurden von der aufgebrachten Tante bedient, die Menge zerstreute sich in kleinere Haufen, die unterwegs noch über das Ereigniß plauderten und lachten, und eine halbe Stunde nachher gab es keinen Menschen im ganzen Dorfe, der von der ominösen Begebenheit nicht gehört hätte.

„Wer mir nur den boshaften Streich gespielt hat," sagte der Bäcker, als er später mit der Tante beim Kaffee saß, „wüßte ich das nur!"

„Wer ihn angegeben hat, kann ich nicht sagen," entgegnete die Tante, die soeben mit ihrer Galle einen harten Strauß gehabt hatte und noch vor Wuth und Erschöpfung an allen Gliedern zitterte, „aber darauf möcht' ich schwören, daß Niemand anders das infame Bild gemalt hat, als der erbärmliche Farbenkleckser der Kreidemann, oder sein nichtswürdiger Bube, der Albert; dem naseweisen, frechen Schlingel trau' ich Alles zu. Wenn Du ein Mann wärest, Eduard" — sie sagte das gerade so, wie sie wahrscheinlich ge-

sagt haben würde: wenn Du Kaiser von Japan wärest — „wenn Du ein Mann wärest, Eduard, so würdest Du dies nicht ungerächt hingehen lassen."

„Ich weiß, was ich zu thun habe," brummte der Bäcker verdrießlich.

„Ich weiß, was Du thun wirst," meinte die Tante, „Du wirst Dich so albern benehmen, wie immer."

„Will die Tante mich nun auch noch ärgern?" fuhr der Bäcker hitzig auf.

„Nein, aber ich wünsche von ganzem Herzen" — sie hätte eigentlich sagen sollen: von ganzer Galle — „daß Du diese Sache nicht eben so gründlich verdirbst, wie neulich die mit dem Kornjuden, der ..."

„Wischwasch! rühre doch nicht immer den alten Teig auf."

„Schon gut, ich schweige."

„Wozu würde die Tante denn rathen?" fragte der Bäcker nach einer langen Pause.

„Du mußt sogleich zum Justizrath gehen, Eduard, und eine Anzeige machen."

„Dabei würde Nichts herauskommen; ich will zum Maler Kreidemann gehen und dem meine Meinung sagen."

„Und was wird dabei herauskommen? Meinst

Du, daß er Dir gestehen wird, daß er oder sein Flegel von Sohn es gethan hat?"

„Mag er's gestehen oder nicht, ich will ihm sagen, was ich von solchen Streichen halte."

„Und ich will Dir sagen, was ich von Dir halte," rief die Tante, deren Galle wieder zu rebelliren begann, „Du bist ein Narr, und wenn Dich die Leute mit einem Wiedehopf vergleichen, so haben sie so ganz Unrecht nicht. Aeußerlich bist Du ein Wiedehopf, innerlich ein Gimpel, das ist meine Meinung, und nun thue, was Du nicht lassen kannst."

Das war zu viel für den Bäcker. Er sprang vom Sopha auf, stürzte die zweite Tasse Kaffee, die ihm die Tante soeben eingeschenkt hatte, siedendheiß hinunter und lief aus dem Hause.

Der Maler und seine Frau, die sich eben von ihrem Sohne Albert die Einzelnheiten des vor dem Bäckerladen Statt gehabten Tumultes hatten erzählen lassen, lachten auf Kosten ihres Nachbars aus vollem Halse, als dieser zu ihnen in's Zimmer stürzte. Das schallende Gelächter reizte den erbitterten Mann noch mehr, und gerade nicht in der höflichsten Weise äußerte er den Verdacht, daß entweder Herr Kreidemann selbst, oder dessen Sohn Albert das ihn compromittirende Bild gemalt hätte.

Herr Kreidemann, ein sehr ruhiger und friedliebender Mensch, suchte den auf's Aeußerste Erboßten mit freundlichen Worten zu überzeugen, daß er sich irre; aber Madame Kreidemann, die, wie sie sich oft gegen ihre Freundinnen äußerte, Gottlob kein Fischblut in den Adern habe, wie ihr gutmüthiges Schaf von Mann, nahm für diesen den hingeworfenen Handschuh auf. Bald war der Wortwechsel zwischen ihr und dem Bäcker im besten Zuge. Beschuldigungen, Gegenbeschuldigungen, Schimpfreden und Drohungen flogen in einem ohrenzerreißenden Crescendo zwischen den Eifernden hin und her, und gewiß wären sie handgemein geworden, hätte nicht der fischblütige Maler in seiner ruhigen Weise die Bemerkung hingeworfen, daß es ihn wundere, wie Herr Merkewitz gerade sie im Verdacht habe, da er im Dorfe doch Feinde habe, von denen weit eher zu vermuthen stehe, daß sie ihm einen solchen Streich gespielt hätten.

„Wen meinen Sie, Herr Kreidemann?" fragte der racheschnaubende Bäcker, indem er sich plötzlich von der Frau abwandte.

„Ich nenne Niemand," war die fischblütige Antwort.

„Aber ich," kreischte die Frau, „gehen Sie in das goldene Lamm, da werden Sie schon erfahren,

was Sie wissen wollen. Uns aber lassen Sie ungeschoren, das bitt' ich mir aus. Wir sind ehrbare Leute und lassen uns Nichts anhängen, das mögen Sie sich merken. Wir malen keine Wiedehopfe, mögen sie auch, was gar nicht zu läugnen ist, gewissen Leuten zum Verwechseln ähnlich sehen. Und was Ihre alten klapperigen Fensterläden betrifft, die schicken wir Ihnen zurück; die mögen Sie von Dem anstreichen lassen, der Ihnen den schönen Wiedehopf gemalt hat, wir haben auch ohnedies Arbeit genug und ..."

Der Bäcker hörte nicht mehr; er war schon auf der Straße und zwei Minuten später hatte er das Haus erreicht, über dessen Thür das goldene Lamm in stiller Selbstbeschauung ruhte. Hier sollte es ihm aber noch weit schlimmer ergehen, als bei dem Maler Kreidemann.

Der Wirth im goldenen Lamm, zugleich der Schlachter des Dorfes, war ein stämmiger, vierschrötiger Bursche und so hitzig und grob, wie vierschrötig. Kaum hatte er die in beleidigender Weise vorgebrachte Anschuldigung des Bäckers vernommen, als er diesem rund heraus erklärte, er sähe einem Wiedehopf so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem anderen, der Spaß sei köstlich, und er wolle Den, der ihn verübt, eine ganze Woche lang mit Bier und Bratwürsten

frei halten. Uebrigens verbiete er sich alles Lärmen und Schreien in seinem Hause, Herr Merkewitz möge sich zum Teufel scheren, oder zu seiner Tante, was ungefähr auf Eins hinauslaufe.

Der Bäcker war indeß nicht so leicht aus dem Felde geschlagen. In seinem Eifer berief er sich auf Madame Kreidemann, die doch ihre Gründe haben müsse, ihn gerade an den Wirth zu verweisen. Das aber war für die kleine, dicke Wirthin das Signal, sich in den Streit zu mischen. Sie wolle der Madame Kreidemann zeigen, wo sie her sei, was der dummen, schlumpigen Person einfalle, ordentliche Leute zu verläumden. Aber so mache sie es immer; nun gut, sie werde ihr das schon austreiben. Aber jedes Ding zu seiner Zeit, jetzt wolle sie dem Herrn Merkewitz nur sagen, daß er ein Narr sei, der sich Alles auf die Nase binden lasse, und ihr Brod könnten sie gottlob auch wo anders kaufen, brauchten es nur aus der Stadt kommen zu lassen, wo es das vorgeschriebene Gewicht habe und auch das Mehl nicht wurmig sei.

Der Bäcker dagegen erklärte, er brauche sein Fleisch, den Himmel sei es gedankt, nicht im goldenen Lamm zu kaufen, er habe neulich hier ein Lamm bekommen, das so zähe und trocken gewesen, daß er nicht anders gedacht, als daß es das goldene selbst sei, und

was nun gar das völlig ungenießbare Kuhfleisch . . . Weiter kam der kleine Mann nicht in seiner Lästerrede, wohl aber kam er sonst weiter; denn der Wirth, dem die Geduld ausgegangen war, packte ihn beim Kragen und expedirte ihn mit geübter Hand so blitzschnell zur Hausthür hinaus, daß Fritz, der Müllerknecht, und die blonde Lise aus dem Krämerladen, die gerade vorübergingen, sich nicht genug über den ungeheuern Satz wundern konnten, den Herr Merkewitz quer über die Straße machte, und wobei er den Hut verlor.

Aber auch der tonangebende Franz, der eben von der Gemeinwiese herangeschlendert kam, hatte den Sprung des Bäckers gesehen und sein Pfiff — der pensionirte Wachtmeister war nirgends zu sehen — versammelte in unglaublich kurzer Zeit einige seiner Getreuen um ihn, die nun den Unglücklichen mit dem wohlbekannten Rufe des Wiedehopfs: hupp, hupp! bis an seine Hausthüre verfolgten, in welche er, vor Wuth und Erschöpfung dampfend und keuchend, so schnell hineinfuhr, wie je eine Maus in das rettende Loch gefahren ist.

Gleich darauf sah man die kleine, dicke Wirthin, Madame Stolle, mit einer bei ihr noch nie wahrgenommenen Schnelligkeit zu Madame Kreidemann eilen,

bei der sich schon Madame Krüger, die Inhaberin des Krämerladens, und Madame Wetterling, die Frau des Schneiders, eingefunden hatten, um bei einer Extratasse Kaffee das große Ereigniß zu besprechen.

Madame Stolle war von dem eben Statt gehabten Streit mit dem Bäcker noch sehr erhitzt und wog gerade nicht ihre Worte, als sie der Madame Kreidemann „in aller Höflichkeit" die Unverschämtheit vorwarf, sie und ihren Mann in die alberne Geschichte hineinzuziehen, die doch wohl Niemand anders, als der Galgenstrick, ihr Albert, angestiftet habe. Und Madame Kreidemann, ebenfalls durch den Bäcker gereizt und nun noch von Madame Stolle gröblich beleidigt, legte eben so wenig ihre Worte auf die Goldwage, indem sie dieselbe „freundlichst ersuchte," vor ihrer eigenen Thür zu fegen, wo wahrlich Schmutz genug liege, und an das Sprichwort zu denken: Wer sein kläffig' Maul nicht hält, muß hören, was ihm nicht gefällt.

Madame Wetterling, deren Mann dem Wirth die Bezahlung für 6½ Pfund Schweinefleisch und 14¾ Pfund Rindfleisch schuldig war, hielt es für das Gerathenste, für Madame Stolle Partei zu nehmen und rieth der Madame Kreidemann, ihren Mund zu

hüten, denn „genug sei besser, als zu viel" und „Pillen müsse man verschlucken, nicht im Maul zerdrucken."

Madame Krüger endlich, welche die letzte, ziemlich hohe Rechnung für gelieferte Malerarbeit noch nicht bezahlt hatte, stellte sich ebenso eigennützigerweise auf Seite der Madame Kreidemann, und erinnerte sowohl Madame Stolle, als auch Madame Wetterling daran, daß: „besser umkehren, denn fehl gehen" auch ein gutes Wort sei, und daß sie alle Ursache hätten, nicht so gewaltig dickethuig zu sein, „denn sie seien Beide gerade genug gesalzen, um nicht zu faulen, aber auch nicht mehr."

Die vier Weiber stämmten ihre acht Arme in die Seiten und schrieen und kreischten alle zugleich. Keine verstand ein Wort von Allem, was die Anderen vorbrachten, ja, kaum was sie selbst sagte, und als sie sich alle heiser geschrieen hatten und ihnen der Athem ausging, fuhren sie sich mit ihren vierzig Fingern in die Haare, und die Scene endigte damit, daß Madame Stolle und Madame Wetterling ziemlich in gleicher Weise, wie vorhin der Bäcker, an die Luft gesetzt wurden.

Dicht vor dem Hause des Malers sollte ihnen nun unglücklicherweise Tante Merkewitz in den Wurf kommen. Ein neuer Streit erhob sich nun auf offener Straße

zwischen den Dreien, wobei Tante Merkewitz beträchtlich im Vortheil war, da sie ihn mit frischer Lunge aufnehmen konnte. An Zeugen fehlte es ihnen nicht. Vorübergehende blieben stehen, Fenster wurden aufgerissen, neugierige Gesichter schauten heraus, Kinder liefen von allen Seiten hinzu, einige alte Weiber mischten sich in den Streit, darunter die alte Marianne Burgreiner, die der Tante den Schlag von vorhin nicht verziehen hatte und nun wüthend auf dieselbe einstürmte. Auch der unvermeidliche Franz mit seiner wilden Schaar kam heran, Alles schrie, schimpfte, brüllte durcheinander, geballte Fäuste erhoben sich, kurz, ein allgemeines Gebalge wäre entstanden, hätte nicht Jungfer Merkewitz plötzlich ihren alten Anfall bekommen. Sie sank einem Schneidergesellen in die Arme, der die halb Ohnmächtige aus dem Gedränge und nach ihrer Wohnung trug.

Das ganze Dorf war aber jetzt in Aufruhr. Die Klatschschwestern waren fortwährend auf den Beinen, bald hier, bald dort, zu zweien, zu dreien, zu halben und ganzen Dutzenden den heutigen Scandal zu besprechen. Man stritt sich, man raufte sich, man versöhnte sich wieder, oder schwor einander ewigen Haß, erklärte sich für den Bäcker, oder für den Wirth, oder gegen Beide, schloß Bündnisse, zerriß Bande der

Freundschaft und Verwandtschaft, und Niemand wußte zuletzt, wo ihm der Kopf stehe.

Im goldenen Lamm hatten sich am Nachmittage alle Stammgäste versammelt, und der erboßte Wirth hielt ihnen eine bündige Rede, wobei er mit der geballten Faust auf den Tisch schlug, daß Gläser und Krüge darauf tanzten. Der Bäcker sei ein Narr und ein Hasenfuß, erklärte er ihnen, und was das Schlimmste sei, ein Städter, der sich besser dünke, als sie, und im Dorfe eigentlich gar nicht zu Hause sei. Man solle sich dieses Hans Quastes zu entledigen suchen, einen anderen Bäcker bekäme man leicht. Wer sein Freund sei, möge es jetzt beweisen. Seine Feinde aber möchten ihr Bier trinken, wo es ihnen beliebe, nur nicht bei ihm. Er wisse, was er zu thun habe; er werde künftig sein Brod aus der Stadt kommen lassen, sein Wagen fahre so wie so alle Tage hinein. Auch für seine Freunde wolle er Brod kommen lassen, dann solle man schon sehen. wie der Merkewitz sich ducken würde. Er habe jetzt gesprochen, und damit hollah!

Der pensionirte Wachtmeister ergriff jetzt das Wort. Er mache sich aus dem Merkewitz nicht so viel — hier schlug er ein Schnippchen — aber mit dem Dorfschulzen, dessen künftigen Schwiegervater, wolle er es nicht gern verderben. Der schiefe Dorfbarbier gab nun auch

seine Meinung kund. Er mache sich aus dem Dorfschulzen so wenig, wie aus dem Bäcker, der Eine sei so geizig und schäbig, wie der Andere. Der Floßbauer und der Angerbauer schlossen sich ihm an. Sie schwuren, mit dem Wirth, der ein ganzer Mann sei und sie immer gut bedient habe, durch Dick und Dünn zu gehen. Einige der Uebrigen aber, die bei dem Bäcker zu sehr in die Kreide gerathen waren — Dieser und Jener hatte baares Geld von ihm geliehen — zahlten mürrisch ihre Zeche und gingen mit dem pensionirten Wachtmeister davon.

Der Bäcker Merkewitz pflegte seine Abende bei dem Dorfschulzen Erichsen zuzubringen, wo er dann stets, um Mariens Bewunderung zu erregen und ihr Herz zu bethören, seine, wie er meinte, unwiderstehliche Liebenswürdigkeit gleich einem strahlenden Pfauenschweife entfaltete. Nebenbei war er auch eifrig bestrebt, sich in der Gunst des Dorfschulzen zu befestigen, was er namentlich dadurch zu erzielen wußte, daß er mit dem alten mürrischen Manne eine Partie Triktrak spielte, eine Unterhaltung, die dieser bei seiner Abendpfeife und einem mächtigen Kruge Doppelbier ungern vermißte. Nur äußerst selten fehlte der kleine Bäcker, aber dann war auch ganz sicher der Dorfschulze ver-

drießlicher als sonst und quälte Frau und Tochter den ganzen Abend hindurch mit seinen Launen.

So hatte denn das Erscheinen des Bäckers auch für diese Letzteren sein Angenehmes, und Marie, die von der Härte und Launenhaftigkeit des Vaters am meisten zu erdulden hatte, würde ihn mit wahrer Freude begrüßt haben, wenn sich nur nicht das drollige Männchen in den Kopf gesetzt hätte, sie heirathen zu wollen, was sie ihm doch schlechterdings nicht verzeihen konnte.

Auch an diesem Abend kam Merkewitz zur gewöhnlichen Stunde; aber auf seinem kleinen glatten Gesicht lag nicht, wie sonst, das süße, selbstgefällige Lächeln, seine großen Kalbsaugen leuchteten nicht wie sonst im Feuer der Liebe, und auch die faden Complimente, die er fast immer unterwegs für Marien ausdachte, machten diesmal einem trockenen „Guten Abend" Platz. Hätte er aber auch die heiterste Laune mitgebracht, die je einen Menschen beseelt hat, sie hätte erstarren müssen, wie eine Blüthe der Tropen in einer arktischen Winternacht, so eisigkalt war der Empfang, der ihm heute Abend zu Theil wurde. Marie saß mit blassen Wangen und verweinten Augen über ihr Strickzeug gebeugt auf der Bank am Ofen, ihre Mutter in trüben Gedanken verloren in einer anderen Ecke des kleinen Zimmers

an ihrem Spinnrocken. Keine von ihnen hob auch nur den Kopf, als Merkewitz in's Zimmer trat. Der alte Erichsen selbst aber kaute mit wahrem Ingrimm an der Hornspitze seiner großen Meerschaumpfeife und als Merkewitz eintrat, drehte er ihm sogar mit einer kurzen Wendung den Rücken zu, indem er zugleich den Rauch in einer Weise ausstieß, die sehr an einen Vulcan vor dem Ausbruch erinnerte.

Nachdem Merkewitz sich ganz verblüfft im Kreise umgeschaut und dann, nichts Gutes ahnend, Platz genommen hatte, begann der Krater unter heftigen Erschütterungen Asche und Schlacken auszustoßen.

„Nette Geschichten, die ich von Ihm höre, Bäcker," donnerte er hervor, „hol' der Henker solche Dummheiten."

„Sie wissen es also, Herr Erichsen?" fragte der Bäcker entsetzt über das drohende Getöse des Vulcans.

„Na, red't doch das ganze Dorf von nichts Anderem; meint Er etwa, daß ich taub bin?"

Der Vulcan nannte Alle er, die ihre Gipfel nicht höher als er selbst in den Ranghimmel erhoben. Der Bäcker wußte nicht recht, was er sagen sollte. Still schweigen konnte er auch nicht wohl, und so stotterte er endlich mit einer kläglichen Stimme:

„Es giebt hier recht boshafte, neidische Menschen,

Herr Erichsen, die Ihnen und mir unser Bischen Wohlstand nicht gönnen."

„Ja, boshafte, neidische Menschen," dröhnte es aus dem Vulcan hervor, „und Dummköpfe dazu. Hätt' Ihn für gescheiter gehalten, Bäcker."

Dem unglücklichen Merkewitz sank der Muth mehr und mehr.

„Wie so, verehrtester Herr Erichsen," stammelte er, „ich kann doch wahrhaftig nichts dafür, daß man mir den niederträchtigen Streich gespielt hat, oder" — fügte er mit erzwungener Heiterkeit hinzu, „denken Sie vielleicht, daß ich es selbst gethan habe? — hihihi!"

Das Lachen des Bäckers hatte ganz die Wirkung auf den Schulzen, die der Erguß unterirdischer Gewässer auf den Herd eines feuerspeienden Berges haben mag.

„Ach was, mit seinem hihihi," entlud sich jetzt unter donnerartigem Getöse die rothglühende Lava, „die Sach' ist nicht zum Lachen. Selbst hat Er sich freilich nicht abconterfeit, das weiß ich schon. Das hat ein Klügerer, als Er gethan; denn, damit Er's nur weiß, Er hat mit einem Wiedehopf 'ne verdammt närrische Aehnlichkeit, die mir an meinem Schwiegersohn nicht recht gefallen will. Aber daß die dumme

Geschicht' so viel Lärm gemacht hat, das ist allein Seine Schuld. Hätt' Er das Bild ruhig 'runtergenommen und Sein Maul gehalten, so hätten die Leut' ein Paar Stunden d'rüber gelacht, und Alles wär' wieder vorbei gewesen. Aber da rennt Er von Herodes zu Pilatus und schreit und lamentirt und hetzt die Leut' aneinander, daß das ganze Dorf in Alarm kommt, nicht anders — Gott verdamm' mich — als ob der Welt der Boden aus wär'! Wie kann sich ein vernünftiger Mann so betragen? Pfui Teufel! schämen sollt' Er sich, Bäcker. Uebrigens hat Ihm Niemand anders als der Mosjö Robert den Schabernack gespielt — ja, guck' Sie mich nur nicht so an, Jungfer Naseweis, was ich sag', das weiß ich. Aber wenn der Habenichts sich einbildet, mich mit solchen Sparrifankeln 'rumzukriegen, so schneid't er sich teufelmäßig. Ich bin ein Mann von Wort, und hab' ich ihm nun einmal das Mädel versprochen, so soll Er sie auch haben, mögen die Leut' sich über ihn lustig machen, so viel sie wollen. Nur das sag' ich Ihm, mach' Er mir keine solch' alberne Geschichten mehr, wie heut'; denn sich selbst lächerlich machen, das leid' ich nicht von meinem Schwiegersohn."

Nach dieser entsetzlichen Eruption schienen die sich im Innern des Vulcans bekämpfenden Gewalten ein

wenig zur Ruhe gekommen zu sein; denn nur ein heißer Dampf entstieg fortan dem Krater, oder mit anderen Worten, die ausgegangene Pfeife wurde wieder angezündet. Eine weitere Entladung des Berges erfolgte aber den ganzen Abend nicht mehr. Nur einmal, als der Bäcker zaghaft fragte, ob Herr Erichsen nicht eine Partie Triktrak spielen wolle, schleuderte ihm dieser ein bis zur Schmelzofenhitze durchglühtes „Nein" entgegen.

Der gänzlich vernichtete Bäcker nahm seinen Hut und empfahl sich, indem er mit einem kläglichen, weinerlichen Gesichte Marien und ihrer Mutter die Hand reichte und sich vor dem Vulcan ehrfurchtsvoll verbeugte. Die beiden Frauen fühlten Mitleid mit ihm und erwiederten seinen Händedruck mit mehr Wärme als sonst; der Berg aber bewahrte die ganze Starrheit und Unbeweglichkeit, die nun einmal den Bergen eigen ist.

Der Ausbruch des Vulcans Erichsen hatte den Muth des heute ohnehin schwer genug geprüften Merkewitz völlig gebrochen, und er fühlte sich an Leib und Seele unsäglich elend und ermattet, als er endlich die Bettdecke über sein sorgenvolles Haupt zog und im Schlafe Vergessenheit seiner Leiden suchte.

Noch spät am Abend dieses ereignißreichen Tages stattete der Jäger Robert dem Hauslehrer einen Besuch auf dessen Zimmer ab. Lachend erzählte er diesem, was er von den Begebenheiten im Dorfe erfahren hatte, und Müller stimmte in die Fröhlichkeit des Jägers mit ein.

„Das geht ja über alle Erwartung gut," sagte er, „die Dorfbewohner gefallen mir, ich habe mich in ihnen nicht getäuscht. Doch das ist nur der Anfang, Robert, es muß noch ganz anders kommen. Dem windigen Bäcker wollen wir die Heirathsgedanken austreiben, daß er fortan wie eine ausgequetschte Liebescitrone sein soll, und wenn er dann einhergeht, die bloße dürre, eingetrocknete Schale seines früheren saftstrotzenden Ichs, dann soll der alte Griesgram, der Schulze, Ihnen auch noch selbst die Hand seiner Tochter antragen."

„Ach, Herr Müller, wie können Sie glauben ..."

„Sie werden es sehen, Robert. Ich habe mich einmal Ihrer Sache angenommen und werde nicht ruhen und nicht rasten, bis ich sie zu einem guten Ende geführt habe. Und nun gute Nacht, Freund, ich habe noch Briefe zu schreiben."

„Gute Nacht, Herr Müller."

10.

Comtesse Hildegard war durch ihr in einem früheren Kapitel angeführtes Gespräch mit dem Hauslehrer abermals in einen Strudel von widerstreitenden Empfindungen hineingerissen worden, aus dem sich ihr starker und klarer Geist nicht sogleich emporzuarbeiten vermochte.

Als sie damals den jungen Mann verließ, um ihrer Cousine entgegenzugehen, war nicht nur ihr kaum unterdrückter Argwohn von Neuem in ihr aufgetaucht, nein, es war ihr zur völligen Ueberzeugung geworden, daß Müller Niemand anders sei, als der leichtsinnige, verführte und schuldbeladene Steinbach, von dem er selbst ihr eine Charakteristik entworfen hatte, um, wie sie nicht anders glauben konnte, in ihren Augen nicht verwerflicher zu erscheinen, als er wirklich war, und, indem er die Milderungsgründe anführte, auf die er sich mit Recht berufen durfte, sich als der Hülfeleistung nicht ganz unwerth darzustellen, die sie ihm ja gewissermaßen unaufgefordert angeboten hatte, indem sie so offen ihre philanthropischen Grundsätze an den Tag legte.

Für jeden hochsinnigen Menschen hat es einen

großen Reiz, einem Gefallenen unter die Arme zu greifen und ihn wieder auf den verlassenen Pfad der Tugend zurückzuführen. Wenn aber der Hülfsbedürftige ausgezeichnete geistige Gaben und ein ursprünglich weiches, für die edelsten Regungen empfängliches Gemüth besitzt, mithin die Hoffnung rechtfertigt, daß die an ihm geübte Wohlthat reiche Früchte tragen würde, und wenn ihm noch dazu Jugend und äußere Schönheit als beredte Fürsprecher zur Seite stehen, dann ist es wohl begreiflich, daß die Rolle des rettenden Engels mit einer Art von Begeisterung übernommen wird, zumal wo in einem jungen, zur Schwärmerei geneigten Frauenherzen die nimmer schlummernde Eitelkeit die Vorstellung erzeugt, daß die von ihr selbst in dem Schützlinge erweckte Bewunderung und Hingebung im Bunde mit der angebornen Liebe zum Guten das schöne Werk der Bekehrung vollbringen wird.

Doch, das sind Dinge, die der Leser so gut weiß, wie wir selber, und es hätte also der vielen Worte nicht bedurft, ihm zu erklären, wie es kam, daß Hildegard sich einige Stunden hindurch sehr eifrig mit dem früher so völlig ignorirten Müller beschäftigte und sich mit Hülfe ihrer regen Phantasie in ein Verhältniß zu ihm hineinträumte, in dem sie sich sehr wohl gefiel.

Fast that es ihr leid, als wieder andere Gedanken in ihr auftauchten und den ganzen luftigen Bau von edelmüthiger Hülfe, geheimer Wechselbeziehung, dankbarer Ergebenheit, Bekehrung zur Tugend u. s. w. erschütterten. Aber der Bau wankte dennoch und stürzte in sich zusammen; denn er ruhte auf einer zu unsicheren Grundlage und konnte gegen die Stürme unmöglich Stand halten, die an seinen schwachen Pfeilern rüttelten. Immer und immer wieder mußte Hildegard an die Unbefangenheit denken, die Müller während seines Gespräches mit ihr gezeigt hatte, und die sie mit einem schuldbeladenen Gewissen und der Furcht vor drohender Gefahr schlechterdings nicht zusammenreimen konnte. Was hatte er ihr denn auch gesagt, was nicht gerade so gut einem Anderen, wie ihm selbst gelten konnte? Weßhalb hatte sie es auf ihn bezogen? Doch nur, weil Baron Thalen und Fräulein Weinhold den Samen des Argwohns in ihr Herz gelegt hatten. Wäre dies aber nicht geschehen, wäre sie ihrem eigenen unbeirrten Urtheile überlassen gewesen, hätte sie dann aus Müller's Worten irgend welchen Verdacht geschöpft? Nimmermehr! Also war Alles wieder auf eine Verdächtigung zurückzuführen, die sie schon einmal als falsch und verwerflich erkannt hatte. Und nun noch die durchaus sorglose Miene, mit der

Müller nach Tisch mit ihrem Onkel über die übertriebene Schilderung lachte und scherzte, die der Justizrath von Steinbach und seinen Missethaten entworfen hatte. Konnte die Verstellung so weit getrieben werden? Unmöglich!

Hildegard hatte sich mithin in einem Cirkel umherbewegt, bis sie genau wieder an dem Punkte angelangt war, auf welchem sie vor dem Gespräche mit Müller stand; nur hatte ihr damals der Gedanke Unruhe und Abscheu erregt, daß er mit jenem Steinbach identisch sein könnte, und jetzt erschien er ihr fast wie eine getäuschte Hoffnung, daß er es nicht war. Aber wenn er es wirklich nicht war, wie mußte er dann über ihr Benehmen gegen ihn am Schlusse des verhängnißvollen Gespräches denken? Mußte er dadurch nicht auf die naheliegende Vermuthung geführt worden sein, daß sie Steinbach kenne und an seinem Schicksale ein lebhaftes Interesse nehme? Ja, das mußte er allerdings, es war kaum anders möglich. O, wie ärgerte sie sich nun über sich selbst, sich ihm gegenüber in ein so falsches Licht gestellt zu haben; denn wie würde er, der ja keine Gelegenheit entschlüpfen ließ, seiner Spottsucht den Zügel schießen zu lassen, die Blöße benutzen, die sie sich thörichterweise gegeben? War denn dieser Mann vom Schicksal

dazu auserſehen, ſie fortwährend zu quälen? Und wie war der begangene Fehler wieder gut zu machen? Dazu ſah ſie kein Mittel, und ihr ſtolzes Herz empörte ſich bei dem Gedanken, i h m einen Vortheil über ſich eingeräumt zu haben.

Hildegard hing noch immer dieſen Betrachtungen nach, als am nächſten Vormittag Fräulein Weinhold einen Augenblick benützte, wo ſie mit der Comteſſe allein war, um abermals das Geſpräch auf den Hauslehrer zu lenken.

„Dieſer Menſch“ — ſie ſprach das Wort aus, als ob es Alles in ſich faſſe, was verabſcheuungswerth iſt — „dieſer Menſch wird mir immer unbegreiflicher. Was meinen Sie nur, Comteſſe Schönau, was ich ſo eben über ihn erfahren habe?“

„Ich hoffe, daß es nichts Böſes iſt,“ entgegnete die Comteſſe.

„An und für ſich nichts Böſes,“ fuhr Fräulein Weinhold fort, „und dennoch etwas ſehr Böſes, wenn man alle Umſtände in Betracht zieht. Von den Umſtänden, wiſſen Sie, hängt ja Alles ab, und was unter gewiſſen Umſtänden gut und lobenswerth wäre, iſt oft unter anderen grundſchlecht und abſcheulich.“

„Erklären Sie ſich etwas deutlicher, Fräulein Weinhold,“ bat Hildegard.

„Mit dem Pächter Wagener in Otterndorf soll es sehr schlecht stehen," erklärte das Fräulein in einem anklagenden Tone.

„Ich hörte meinen Onkel neulich darüber sprechen," sagte Hildegard, „und er bedauerte es sehr, da Wagener, wie er behauptete, ein strebsamer und tüchtiger Mann ist."

„Er konnte die Pachtsumme für das zweite Quatember nicht aufbringen," fuhr das Fräulein fort, „und war in großer Verlegenheit. Er hatte den Bäcker Merkewitz um ein Darlehen angegangen, aber sie konnten sich über den Zinsfuß, oder wie sie das Ding nennen, nicht einigen. Dennoch mußte Wagener zahlen, wollte er nicht contractbrüchig werden, und er hat gezahlt."

„Nun, das freut mich. Wer hat ihm das Geld geliehen?"

„Unser Hauslehrer, Herr Müller!" sagte das Fräulein mit unbeschreiblicher Indignation.

„Wie? der Hauslehrer?" fragte Hildegard verwundert.

„Ja, Sie haben wohl Ursache, erstaunt zu sein, Comtesse. Hundert und fünfzig Thaler hat er ihm geliehen, und zwar zinsfrei, ohne alle Bürgschaft, nur gegen einen nichtsnutzigen Empfangschein."

„Aber, mein bestes Fräulein," sagte Hildegard mit einer lebhaften, fast freudigen Bewegung, die sie nicht unterdrücken konnte, „darin sehe ich wahrlich nichts Böses, im Gegentheil . . ."

„Erlauben Sie, meine beste Comtesse," unterbrach sie das Fräulein, mißvergnügt über die Parteinahme für den Hauslehrer, „wenn das ein jeder Anderer gethan hätte, so wäre es im Gegentheil zu loben, wie Sie wahrscheinlich sagen wollten, da e r es aber gethan hat, so ist es höchst verdächtig, ja, mehr als das, ganz unzweifelhaft und absolut infam. Doch mein Bericht ist noch nicht zu Ende; hören Sie weiter. Der alten tauben Dorthe Heuberger, die ein krankes Kind hat, hat er zwei Louisd'or geschenkt, dem pensionirten Wachtmeister einen Ducaten und, was das Aergste ist, dem Hufner Dittmann in Oberkirchen, der wegen rückständiger Abgaben gepfändet werden sollte, hat er baare dreißig Thaler geschickt — Alles durch eine dritte Person. So, was sagen Sie nun?"

Fräulein Weinhold sah die Comtesse triumphirend an, als wolle sie ihre Rede etwa so ergänzen: Vertheidige ihn jetzt noch, wenn Du kannst. In dem Auge der Comtesse aber leuchtete es wie reine, ungetrübte Freude, als sie erwiederte:

„Was ich sage, Fräulein Weinhold? Nun, mein

Gott, was soll ich sagen, als daß es schön und edel ist, Bedrängten zu Hülfe zu kommen."

„Wie? verstehe ich recht?" rief das Fräulein entrüstet. „Auch wenn er es thut?"

„Warum denn nicht, wenn er es thut."

„Weil kein Mensch begreift, woher er das Geld nimmt, das er so mit vollen Händen hinauswirft."

„Aber, Fräulein Weinhold, Sie wollen doch damit nicht andeuten, daß er auf unehrenhafte Weise dazu gekommen ist?"

„Das eben nicht," entgegnete das erzürnte Fräulein, „obgleich ich wirklich nicht verstehe, warum er sonst nöthig hätte, dem Pächter Wagener die strengste Verschwiegenheit zur Pflicht zu machen und seine Spenden durch eine Mittelsperson an den Mann zu bringen. Nein, das eben nicht, Comtesse Schönau, aber ich bin allerdings so frei, damit andeuten zu wollen, daß es sehr auffallend, ja sehr verdächtig ist, daß dieser Herr Müller in ganz kurzer Zeit mehr als seinen ganzen Jahrgehalt zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Ich habe während meines Lebens einige Erfahrungen gesammelt, ich weiß, was es heißt, sein Brod zu verdienen. Manches hab' ich erlebt, Manches gehört, viel Merkwürdiges und Erstaunliches, ja, in der That sehr viel Erstaunliches; aber Eins war mir bis jetzt noch neu,

daß nämlich ein armseliger Hauslehrer große Geldsummen ausleiht und Almosen spendet wie ein Fürst. Das, meine beste Comtesse, lesen Sie nicht einmal in dem tollsten Roman. Und wenn ich dies nun mit anderen Dingen zasammenhalte, die nicht weniger auffallend und verdächtig sind, so ist es mir, der nichts so sehr als die Ehre und Wohlfahrt dieses Hauses am Herzen liegt, doch wohl nicht zu verargen, daß ich aus dem Allen meine Schlüsse ziehe und ein wachsames Auge auf Denjenigen richte, der — mag er sein, wer er will und sein vieles Geld so oder so erworben haben — jedenfalls — und das sage ich Jedem, der es hören will, aber Einige wollen es lieber nicht hören — der nicht ist, für den er sich ausgiebt."

Auf Hildegard's Frage, durch wen sie die eben mitgetheilten Erkundigungen über Herrn Müller eingezogen habe, antwortete das Fräulein nur mit einem Achselzucken, das zu erkennen gab, daß dies ihr ausschließliches Geheimniß bleiben müsse. Daß sie es der Comtesse nicht sagen wollte, ist aber durchaus kein Grund für uns, es der Leserin nicht zu sagen. Sie möge also wissen und, wenn sie will, auch ihren Freundinnen anvertrauen, daß das Stubenmädchen Jette ihren Entschluß, an der Thür des Hauslehrers zu horchen, am vergangenen Abend ausgeführt und so er-

fahren hatte, daß dieser durch die Vermittlung des alten Treumann viele Arme des Dorfes und der Umgegend unterstützt hatte. Wer die Naturgeschichte der Stubenmädchen kennt, wird sich nicht darüber wundern, daß Jette ihre wichtige Entdeckung am nächsten Morgen brühwarm dem Fräulein mittheilte.

Der Comtesse war übrigens durch die theilweise richtigen Bemerkungen des Fräuleins ein neues Räthsel vorgelegt worden, das sie so wenig zu lösen vermochte, wie die früheren, und sie war sehr zerstreut, als sie eine halbe Stunde später mit Fanny in den schattigen Laubgängen des Parks spazieren ging. Fanny aber war munter und fröhlich, wie immer, und neckte die Cousine, so oft diese eine auf eine gestellte Frage nicht passende Antwort gab, oder gar eine solche überhörte.

Die Hufschläge eines schnell trabenden Pferdes lenkten Fanny's Aufmerksamkeit endlich von der nachdenklichen Hildegard ab. Ein wenig neugierig, wie sie war, bog das hübsche Mädchen die Zweige der Hecke aus einander, um auf den Fahrweg hinauszusehen, wer der herannahende Reiter sei. Einen Augenblick aber nur befand sich ihr Köpfchen in dem dichten Laube, da entfuhr ihr plötzlich ein halbunterdrückter Schrei der Ueberraschung, und sie zog sich, lebhaft erröthend, hinter Hildegard zurück.

„Was ist Dir, Fanny," fragte diese verwundert.

„O nichts, Cousine," stammelte Fanny verlegen, „es kam mir nur so vor — als ob . . ."

„Nun, als ob?"

„Aber ich habe mich doch vielleicht geirrt — indeß — —"

„Ei, aus Dir ist ja Nichts herauszubringen, ich will selbst sehen."

Hildegard wollte nun ihrerseits die Zweige der Hecke auseinander biegen, aber Fanny hielt sie davon ab.

„Laß das, liebe Hildegard," bat sie, „es ist, glaub' ich, Lieutenant Hennings."

„Ah so, Lieutenant Hennings," lachte Hildegard, „das hätte ich aus Deinem Erröthen schließen können."

„Unsinn, Hildegard; wenn ich roth geworden bin —"

„So ist das die Schuld des Lieutenants; Du armes Kind kannst nichts dafür."

„Aber so laß mich doch ausreden. Wenn ich roth geworden bin, so war es, weil ich — —"

„Nein, weil der Lieutenant — —"

„Pfui, Du bist heute recht garstig. Komm, laß uns hinausgehen, es wird bald Essenszeit sein, und wir müssen Toilette machen."

„Was heute mehr Zeit in Anspruch nehmen wird, als sonst."

„Wenn Du mich fortwährend ärgern willst, Cousine — —"

„So wirst Du es Deinem Ritter klagen, der augenblicklich seine Lanze für Dich einlegen wird. O ich erkläre mich schon für überwunden."

Die beiden jungen Damen hatten kaum ihre Toilette beendigt, als auch schon die Thurmuhr die Essensstunde verkündete. Fanny sah allerliebst aus in ihrem neuen geblümten Barègekleide und der Rose im blonden Lockenhaar. Das sagte sich auch Lieutenant Hennings, als er sie im Gartensalon begrüßte. Uebrigens war es durchaus nicht gerade das Barègekleid, was ihm so ausnehmend gut gefiel, auch nicht die Rose im Haar, sondern vielmehr der heitere, offene Blick, der dem seinigen begegnete, und das sanfte Lächeln, das die Grübchen in ihren rosigen Wangen zeigte, als sie ihm bewillkommend die kleine weiche Hand reichte.

Alle waren jetzt versammelt, und schon hatte der Bediente Fritz in herkömmlicher Weise angezeigt, daß die Suppe aufgetragen sei, als der Hauslehrer eintrat.

„Ah, kommen Sie endlich, Sie Saumseliger," rief ihm der Kammerherr heiter entgegen. Darauf stellte er die beiden jungen Männer einander vor: „Herr Müller, mein Hauslehrer — Herr Lieutenant Hennings."

Müller und der Lieutenant starrten einander an, als habe Jeder in dem Andern einen Bewohner des

Mondes oder irgend ein anderes über- oder unterirdisches Wesen vor sich, und sie vergaßen Beide die bei Vorstellungen übliche Verbeugung.

„Au, au!" schrie da Gustav plötzlich sehr laut, und der Kammerherr wandte sich rasch nach ihm hin, zu sehen, was sein ruheloser Sprößling schon wieder vorhabe.

Gustav hatte alle Ursache, au, au zu schreien; denn sein rechter Zeigefinger steckte in diesem Augenblicke in dem Schnabel des Papageies. Zwischen dem Knaben und diesem letzteren, der sonst — der Wahrheit die Ehre — ein Vogel von sehr achtbarem Charakter war, herrschte ein beständiger Krieg; denn Gustav versäumte keine Gelegenheit, den etwas reizbaren Jaco zu ärgern, und Jaco seinerseits rächte sich jedesmal durch sein oft wiederholtes, schrilles: „Du Lump, Du — geh' weiter, Spitzbub!"

Soeben nun hatte Gustav das interessante Experiment angestellt, den Zeigefinger zwischen die Drähte des großen vergoldeten Bauers hineinzustecken und, so oft Jaco zornig danach schnappte, ihn geschwind wieder herauszuziehen. Das war eine Zeit lang gut gegangen; aber endlich war doch Jaco der Schnellere gewesen und schien jetzt keineswegs gesonnen, seine Beute wieder fahren zu lassen. Mit des Kammerherrn Hülfe wurde nun zwar der blutende Finger wieder befreit; Gustav aber

war vor Schmerz und Verdruß ganz außer sich, stampfte ärgerlich mit dem Fuß und rief dem Papagei zu:

„Schöne Erziehung, du Schlingel, wundervolle Erziehung!“

„Braves Papperl,“ kreischte aber der Vogel, „braves Papperl, geh' weiter, Du Lump, Du!“ Darauf erhob er ein Zetergeschrei und brach zuletzt in ein helles Gelächter aus.

Während dieses kleinen Zwischenfalles, der die ganze Aufmerksamkeit des Kammerherrn und theilweise auch die der Damen von dem Lieutenant und Müller ablenkte, näherte sich der Letztere dem neuen Gaste und flüsterte ihm hastig zu: „Verrathe mich nicht.“

„Du bist es also wirklich?“ entgegnete ebenfalls flüsternd der Lieutenant.

„Nein, ich bin ausgewechselt,“ war die Antwort, „aber still; nachher erfährst Du Alles.“

Niemand hatte diese Worte gehört oder auch nur beachtet, daß sie gesprochen wurden, als Hildegard, der es nicht entging, daß die Beiden sich erkannt, und ein geheimes Einverständniß zwischen ihnen obwalte. Man sieht, daß die Comtesse nur aus der Scylla der Muthmaßungen und Zweifel herauskam, um in die Charybdis anderer Zweifel und Muthmaßungen hineinzugerathen.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

ung
ich beide,
das Ideal jedes
er Gedanken be
en